

V. THOMSEN  
GESCHICHTE DER  
SPRACHWISSENSCHAFT

---



580  

---

320







# Geschichte der Sprachwissenschaft bis zum Ausgang des 19. Jahrhunderts

Kurzgefasste Darstellung der Hauptpunkte

Von

Vilhelm Thomsen

Übersetzt

von

Hans Pollak

Lektor der deutschen Sprache an der Universität Lund



Max Niemeyer Verlag

Halle (Saale)

1927

Alle Rechte,  
auch das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten  
Copyright by Max Niemeyer Verlag, Halle (Saale), 1927

Printed in Germany

Druck von Karras, Kröber & Nietschmann, Halle (Saale)

## Vorwort des Übersetzers.

---

Vilhelm Thomsens Arbeit „Sprogvidenskabens historie, en kortfattet fremstilling af dens hovedpunkter“, die hier zum ersten Male in deutscher Sprache erscheint, ist aus einer akademischen Vorlesung entstanden, die selbst wieder einen Teil der längeren Reihe von Vorlesungen „Einführung in die Sprachwissenschaft“ gebildet hat. Der besondere Zweck bedingte die Art der Darstellung; so ist es auch zu erklären, dass der Sprachwissenschaft in den nordischen Ländern, namentlich in Dänemark verhältnismässig grössere Aufmerksamkeit geschenkt wird. Das dänische Original wurde zuerst im Jahre 1902 als Einladungsschrift der Universität Kopenhagen zur Jahresfeier am Geburtstag des Königs veröffentlicht und dann 1919 in den ersten Band von Thomsens „Samlede afhandlinger“ aufgenommen. Die vorliegende deutsche Übersetzung, zu der die Erlaubnis des Verfassers eingeholt worden war, schliesst sich möglichst wörtlich an den dänischen Text an. Nur wenige kleine, von Thomsen selbst gewünschte Änderungen wurden vorgenommen. Alles, was die Ausgabe vom Jahre 1902 noch nicht enthält, ist in eckige Klammern gestellt: vor allem die Zusätze vom Jahre 1919, nur hier und da von mir beigelegte Daten.

Zu besonderem Dank bin ich Herrn Dr. K. Wulff in Kopenhagen verpflichtet, der die erste Korrektur mitgelesen und dabei manche Verbesserungen vorgenommen hat.

Lund (Schweden), im Oktober 1927.

**Hans Pollak.**





Unter allen menschlichen Lebensäusserungen muss die Sprache wohl als diejenige bezeichnet werden, die zu allen Zeiten als die wunderbarste gegolten hat. Durch die Sprache gibt sich der Mensch nicht nur am unmittelbarsten als denkendes Vernunftwesen im Gegensatz zu allen übrigen Wesen zu erkennen, sondern gleichzeitig ist sie auch in ihrer unendlich wechselvollen Mannigfaltigkeit der handgreiflichste Ausdruck für all das, was in Zeit und Raum Geschlechter und Gemeinschaften in verschiedene Nationen zusammenfasst oder scheidet. Es gibt auch kaum einen Gegenstand, der mehr zu seiner Erforschung auffordern könnte als gerade die Sprache, im ganzen wie im einzelnen, und auf wenigen Gebieten kann die menschliche Forschung auf eine so lange Entwicklung zurückblicken wie hier. Über die Hauptpunkte in der Geschichte dieser Forschung, von den ersten tastenden Anfängen bis zur hochentwickelten Wissenschaft an der letzten Jahrhundertwende, will ich in der vorliegenden Schrift eine kurze Übersicht zu geben versuchen; aber zunächst muss ich hervorheben, dass dies hier nur mit grossen, groben Strichen geschehen kann, durch Skizzierung der Hauptphasen, die die allgemeine Sprachbetrachtung im Wandel der Zeiten durchlaufen hat, sowie der Gesichtspunkte und Persönlichkeiten, welche diesen vor allem ihr Gepräge gegeben haben.

Schon frühzeitig treffen wir die ersten uns bewahrten Spuren an, die davon zeugen, dass das Mysterium der Sprache die Gedanken der Menschen beschäftigt hat, indem sie versuchten, Antwort auf die Fragen zu finden, wie die Sprache und die Mannigfaltigkeit der Sprachen entstanden ist oder wie denn die Gegenstände die Namen erhalten haben, mit denen die verschiedenen Sprachen sie bezeichnen. Zeugnisse hierfür finden wir z. B. schon in den ersten Kapiteln des alten Testaments, wo wir lesen (1. Buch Mose, 1, 5. 8. 10): „Gott nannte das Licht

Tag (*jōm*), und die Finsternis nannte er Nacht (*lájil*)“, er nannte „die ausgestreckte Feste“ (die Wölbung) Himmel (*šāmájim*), er „nannte das trockene Land Erde (*éres*) und die Sammlung der Wasser nannte er Meer (*jammīm*)“. Eine ganz andere Vorstellung liegt 1. Buch Mose 2, 19—20 zugrunde, wo es heisst: „Und Gott der Herr hatte aus der Erde alle wilden Tiere auf dem Felde gemacht und alle Vögel des Himmels und er führte sie zum Menschen, um zu sehen, wie er jedes benennen würde, und ganz so, wie Adam jede lebende Seele benannte, so war ihr Name.“ Der Unterschied, der hier zutage tritt zwischen Kap. 1 („der Elohist“), wo Gott selbst den grossen Naturphänomenen ihre (hebräischen) Namen gibt, und Kap. 2 („der Jahvist“), wo Adam, der Mensch, die lebenden Wesen benennt,<sup>1)</sup> stellt in Wirklichkeit zwei verschiedene Grundauffassungen dar, wozu wir in dem Streite der griechischen — und wieder, etwa zwei Jahrtausende später in dem Streit der neueren — Philosophen über diese Fragen Parallelen finden werden. Demselben Streben danach, sich sprachliche Probleme klarzumachen, begegnen wir in den recht zahlreichen Beispielen von etymologischer Erklärung eines Namens wie (1. B. M. 2, 23) *iššah* ‘Weib’ aus *iš* ‘Mann’ oder (3, 20) Eva (*Havvāh*) als „Mutter alles Lebenden“ (*haj*) u. a. m., oder in der naiven, sicher auf Vermischung verschiedener Mythen beruhenden Erzählung (Kap. 11) vom babylonischen Turm als Erklärung dafür, wie die Mannigfaltigkeit der Sprachen entstanden ist an Stelle der einen, die ursprünglich über „die ganze Erde“ hin gesprochen wurde.

Es würde nicht schwer fallen, aus anderen Literaturen entsprechende Zeugnisse für die Anziehungskraft beizubringen, welche die Beschäftigung mit solchen Problemen stets auf den Menschenggeist ausgeübt hat; aber von da zu einer Sprachwissenschaft ist noch ein ungeheurerer Schritt, und wenn wir nun besonders bei den naiven Vorstellungen verweilt haben, die wir im alten Testament antreffen, so geschah dies nicht nur darum, weil wir hier einige der ältesten Ausdrücke für dieses Suchen des Menschengestes haben, sondern auch, weil wir viel später zu ganz denselben Vorstellungen zurückkehren

---

<sup>1)</sup> Vgl. ES. TEGNÉR, *Språkets makt öfver tanken*, Stockholm 1880, S. 11 ff.

werden, die auf einer weit jüngeren Zeitstufe einen schicksals-schweren Einfluss auf die Entwicklung der Sprachwissenschaft erlangen sollten.

Aber wie gross auch, wie gesagt, der Schritt von da zu einer Sprachwissenschaft ist, dieser Schritt wurde doch schon innerhalb der Grenzen des Altertums in zwei Ländern unabhängig und unter ziemlich verschiedenen Verhältnissen und Formen getan, nämlich einerseits bei den Indern, anderseits bei den Griechen.

Die Sprachwissenschaft der Inder ging ursprünglich aus der Beschäftigung mit den alten heiligen Hymnen hervor, den Veden, insbesondere dem Rigveda. Zu welcher Zeit diese Hymnen entstanden sind, das ist, wie alles, was indische Chronologie vor Asoka (um 250 v. Chr.) betrifft, ganz unsicher; aber die ältesten Teile von ihnen können kaum einer wesentlich jüngeren Zeit zugesprochen werden als etwa dem Jahre 1500 v. Chr. Im Laufe der Zeit konnte es nicht anders geschehen, als dass sich der Unterschied zwischen der gesprochenen Sprache und dieser alten Dichtersprache mehr und mehr vergrösserte, so dass die alten Hymnen allmählich in vielen Punkten unverständlich wurden. Anderseits war es zugleich von grösster Wichtigkeit, dass die heiligen Gesänge mit der äussersten Genauigkeit überliefert würden, und dies nicht bloss, was den Text selbst betrifft, sondern auch bis auf die kleinsten Einzelheiten in der Aussprache und dem Vortrag jedes Verses und jeder Silbe im Verse; denn davon hing gerade ihre religiöse Bedeutung ab, die Wirkung, die sie den Göttern gegenüber haben sollten. Auf diese Überlieferung wurde unglaublich viel Mühe und Studium verwandt, und dies um so mehr, als die ganze Überlieferung ausschliesslich oder so gut wie ausschliesslich mündlich war, und das Ergebnis ist offenbar auch eine ganz merkwürdige Treue und Genauigkeit gewesen.<sup>1)</sup> Aus diesem Streben nach richtiger Überlieferung und Auslegung der alten Gesänge ist nun die höchst eigenartige Sprachwissenschaft der Inder hervorgegangen; aber nachdem sich diese einmal entwickelt hatte,

<sup>1)</sup> Vgl. N. L. WESTERGAARD, Om de ældste Tidsrum i den indiske Historie med Hensyn til Literaturen, 1860, S. 44 ff. S. SØRENSEN, Om Sanskrits Stilling i den alm. Sprogudvikling i Indien (K. D. Vidensk. Selsk. Skrifter 6. R., hist. og filos. Afd. III, 3), 1894, §§ 1—10.



beschränkte sie sich keineswegs bloss auf die Vedasprache, sondern umfasste ebenso vollkommen oder noch vollständiger die Form des Sanskrit, die als die allgemeine gesprochene Sprache (*bhāṣa*) und Schriftsprache aufgefasst werden muss.<sup>1)</sup>

In welcher Zeit bei den Indern die grammatischen Studien oder Beobachtungen ihren Anfang genommen haben, darüber wissen wir nichts; doch gehen die ersten Spuren davon schon weit zurück. Ihren Höhepunkt erreicht diese Wissenschaft mit PĀṆINI, dessen grammatisches Werk uns mit allerhöchster Bewunderung erfüllen muss. Über seine Lebenszeit sind die Meinungen etwas geteilt gewesen; aber alle Wahrscheinlichkeit spricht doch dafür, dass er um 300 oder in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts v. Chr. gelebt hat. Übrigens brachte die indische Literatur eine Menge anderer grammatischer und lexikalischer Arbeiten hervor, die teils älter, teils jünger als Pāṇini sind und zum Teil anderen Schulen angehören; aber eine Aufzählung davon wäre hier überflüssig.

Es ist eine äusserst bemerkenswerte Höhe, die die Sprachwissenschaft bei den Indern erreicht hat, eine Höhe, zu der sich diese Wissenschaft in Europa nicht vor dem 19. Jahrhundert emporschwingen konnte, und auch dies nicht, ohne manches von den Indern gelernt zu haben. Die Grammatik der Inder, wie sie namentlich bei Pāṇini auftritt und wie man dies auch nach ihrem Ursprung am ehesten erwarten muss, hält sich an das rein Empirische; sie analysiert und beschreibt die Sprachformen, aber mischt nicht, wie dies zum Teil bei den Griechen der Fall war, Spekulationen über den Ursprung der Sprache oder der Wörter oder über allgemeine sprachliche Prinzipien darunter. Zwar findet sich dergleichen auch bei den Indern, aber das wird von der eigentlichen Grammatik ausgeschieden, wenn auch mit einiger Verschiedenheit in den verschiedenen Schulen, und wird im grossen ganzen nur den Philosophen überlassen.

Die Grammatik der Inder hat eine feine anatomische Behandlung des ganzen Sprachbaues zum Hintergrund, was

---

<sup>1)</sup> Vgl. WESTERGAARD, a. a. O., S. 63 ff. TH. BENFEY, Geschichte der Sprachwissenschaft und oriental. Philologie in Deutschland, München 1869, S. 35 ff. SØRENSEN, a. a. O., § 11 ff.



durch die verhältnismässig klaren Formen der Sanskritsprache begünstigt wurde. Jedes Wort wird in alle seine Bestandteile aufgelöst: Beugungsendung, Stamm mit seinen verschiedenen Ableitungszusätzen und Wurzel. Auf Wurzeln (sanskrit. *dhātu* 'Grundlage'), im wesentlichen mit verbaler Bedeutung, werden womöglich alle Wörter zurückgeführt, und schon vor Pāṇini hatte man ausführliche Verzeichnisse der in der Sprache vorkommenden oder angesetzten Wurzeln.<sup>1)</sup> Wenn auch die Inder bei der Konstruktion solcher Wurzeln in vielen Fällen gewiss allzu weit gegangen sind und wenn auch die Form, in der sie die Wurzeln darstellen, nicht immer gebilligt werden kann, müssen wir doch den Scharfsinn und die Folgerichtigkeit bewundern, mit der sie hierbei zu Werke gegangen sind, und man muss sagen, dass die neuere Sprachwissenschaft eigentlich erst, nachdem sie mit den Indern bekannt geworden war, das Operieren mit diesen Abstraktionsbegriffen, Wurzeln und Stämmen, gelernt hat; gerade das hat ihr auch ein von der älteren Grammatik so verschiedenes Gepräge gegeben — aber eine Zeitlang allerdings derart, dass man vergessen hat, dass dies eben nur Abstraktionen sind, nicht wirkliche Tatsachen.

Diese Analyse ist jedoch nur der Hintergrund. In der Darstellung selbst wird der entgegengesetzte Weg beschritten. Sie ist streng synthetisch. Die erste Grundlage bildet die Darstellung der Sprachlaute und ihres gegenseitigen Verhältnisses. Hier treffen wir nun zunächst genaue Bestimmungen über die physiologische Bildung der einzelnen Laute an, die von einer eigenartigen Beobachtungsgabe zeugen und diese Seite der indischen Sprachwissenschaft beträchtlich höher stellen als das, was wir von der Art bei den Griechen und Römern haben, und an die Ergebnisse der Neuzeit näher

---

<sup>1)</sup> Vgl. WESTERGAARD, *Radices linguae sanscritae*, Bonnae 1841. In Sanskritwörterbüchern und -grammatiken werden die Verba nicht in einer gebeugten Form angeführt (wie z. B. lat. *amo*, *fero*), sondern immer in der von den indischen Grammatikern aufgestellten Wurzelform, z. B. *vid* 'wissen', *tud* 'stossen', *bhr* (oder in neuerer Zeit gewöhnlich *bhar*) 'tragen', *pac* 'kochen' u. ä. Ebenso werden die Substantiva und Adjektiva in der Stammform angegeben, nicht, wie wir es von anderen Sprachen her gewöhnt sind, im Nominativ, und in derselben Form werden gewöhnlich indische Namen angeführt wie *Pāṇini*, *Kālidāsa*, während der Nominativ auf -s (-*h*) endigt.

heranrücken.<sup>1)</sup> Sodann werden die Lautübergänge und das Verhältnis zwischen den verschiedenen verwandten Lauten genau beschrieben. So kann die Bestimmung der Beziehungen im Vokalismus hervorgehoben werden, die mit dem verglichen werden können, was wir im griechischen *λείπω*, *ἔλιπον*, *ἔλοιπα*, *λοιπός* finden, und was überhaupt so charakteristisch für die indoeuropäischen Sprachen ist — etwas, wovon die griechischen Grammatiker nie Notiz genommen haben —, z. B. von der Wurzel „*vid*“ *vidyā* ‘Wissen’, *vidma* ‘wir wissen’, *veda* ‘ich weiss’, *veda-s* ‘das heilige Wissen’, *vāidya-s* ‘gelehrt’ (gegenüber dem angesetzten Grundvokal *i* in diesem Beispiel wird *e* als *guṇa*, eigentlich ‘Eigenschaft, Akzidens’[?], *āi* als *vrddhi* ‘Zuwachs’ bezeichnet).

Was den eigentlichen Sprachbau, die ganze morphologische Seite der Sprache betrifft, so beruht die Darstellung auf einer klaren und umfassenden Erkenntnis aller verschiedenen Kategorien. Unter scharfer Scheidung zwischen dem, was wir primäre Endungen nennen, mit welchen Wortstämme von Wurzeln abgeleitet werden (vgl. z. B. griech. *φύ-σι-ς*), und den sekundären Endungen, mit welchen dann von diesen wieder neue Worte gebildet werden (vgl. griech. *φυ-σι-κό-ς*), werden eingehende Regeln für die Wortbildung u. ä. gegeben; genau bis auf alle Einzelheiten wird die Bildung der verschiedenen Beugungsformen beschrieben, z. B. der Kasus (und diese werden als erster, zweiter usw. bezeichnet nach der einzig richtigen Reihenfolge: 1. Nominativ, 2. Akkusativ, 3. Instrumentalis, 4. Dativ, 5. Ablativ, 6. Genetiv, 7. Lokativ), die Bildung der zahlreichen Verbalformen usw. All dies wird mit einer Feinheit und Vollständigkeit mitgeteilt, dass man kaum in der Darstellung der Grammatik irgend einer anderen Sprache etwas Entsprechendes finden wird; es werden z. B. genaue Bestimmungen darüber angegeben, wann die eine oder die andere Bildungsweise gebraucht werden soll, und zugleich genaue Regeln für all die verschiedenen Arten von Lautveränderungen, die in jedem einzelnen Falle eintreten können, für alle Einzelheiten der Betonung jeder Form usw. Auch für eine Reihe

<sup>1)</sup> Die Darstellung der Lautsystematik der Inder bei ERNST BRÜCKE, Grundzüge der Physiologie und Systematik der Sprachlaute<sup>2</sup>, Wien 1876, S. 100 ff., ist wenig erschöpfend und auch kaum ganz richtig oder gerecht.

syntaktischer Erscheinungen, z. B. den Gebrauch von Kasus oder Tempora und Modi werden Regeln gegeben; doch ist die Syntax im Ganzen der schwächste Punkt.

Besonders fremdartig berührt uns die ganze Darstellungsweise, die von dem, woran wir in unseren Grammatiken gewöhnt sind, grundverschieden ist. Wohl herrscht eine gewisse Ordnung, aber ohne dass die verschiedenen Abteilungen der Grammatik: Lautlehre, Formenlehre mit ihren Unterabteilungen usw., streng auseinander gehalten werden, ohne dass sich ein einziges Beugungsmuster vorfindet usw. Pāṇinis grosses Werk besteht aus einer Reihe von (gegen 4000) äusserst knappen Regeln, die an und für sich ohne Kommentar unverständlich wären und offenbar darauf berechnet sind, auf mündlichem Wege überliefert zu werden und sich dem Gedächtnis leicht einzuprägen. Dies wird durch eine weitgehende und äusserst sinnreiche Verwendung von allerlei Abkürzungen und mnemotechnischen Wörtern und Buchstaben erreicht. Man hat berechnet, dass Pāṇinis Werk allein, ohne den begleitenden Kommentar, in ziemlich grosser Schrift gedruckt, kaum 150 gewöhnliche Seiten füllen würde, und, mit lateinischen Buchstaben umgeschrieben, 75—100 Seiten, und doch dürfte dies die vollständigste Grammatik sein, die es für irgend eine Sprache gibt, sei es nun eine tote oder lebende.

Auf anderen Wegen und auf andere Weise entwickelte sich eine nationale Grammatik bei dem Volke, das im Altertum der Hauptträger der Zivilisation in Europa war, bei den Griechen. Von diesen wurde sie den Römern überbracht und von deren Grammatik hat wieder die Sprachwissenschaft der ganzen späteren Zeit im wesentlichen gelebt, bis ins 19. Jahrhundert hinein.

Bei den Griechen sind es die Philosophen, die durch ihre Spekulationen über das Verhältnis zwischen dem Gedanken und dem Wort, zwischen den Dingen und ihren (griechischen) Namen den ersten Anstoss zum Beginn einer Sprachanalyse geben.<sup>1)</sup> Die Schlagworte sind hier einerseits

<sup>1)</sup> Vgl. L. LERSCH, Die Sprachphilosophie der Alten, I—III, Bonn 1838—1841. H. STEINTHAL, Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern, Berlin 1863, S. 39 ff., 2. Aufl. 1890—1891, I, S. 41 ff. (ich zitiere im folgenden regelmässig nach der 1. Aufl., da ihre Seitenzahlen

φύσει, anderseits νόμῳ, συνθήκῃ, auch ἔθει, später θέσει. Die Bedeutung dieser Wörter scheint zu verschiedenen Zeiten und in den verschiedenen Schulen ein wenig zu wechseln; aber im ganzen kann man wohl sagen, dass das, was die Philosophen so eifrig, aber zum grossen Teil so einseitig erörterten, im wesentlichen die Frage war, ob die Wörter die Dinge der Natur gemäss (φύσει) bezeichnen, was da dasselbe ist wie richtig (ὀρθῶς), nach wahrer Erkenntnis ihres Wesens, oder ob sie dies bloss in herkömmlicher Weise, willkürlich tun, also nicht ὀρθῶς. Die Diskussion dieser Frage, die Jahrhunderte hindurch fortgesetzt wurde, ja bis auf unsere Zeit verfolgt werden kann — wenn die Schlagworte auch da eine etwas andere Bedeutung haben, als die, welche die griechischen Philosophen mit ihnen verbanden <sup>1)</sup> — führte zwar nicht direkt zu einem Ergebnis, aber indirekt wurde sie von grosser Bedeutung für die Entwicklung der Sprachwissenschaft. Die Frage hat, wie berichtet wird, schon Heraklit und Demokrit beschäftigt, von denen jener für φύσει, dieser für νόμῳ eingetreten sein soll, doch wissen wir nichts Näheres oder Sicheres hierüber. Sie scheint auch von den Sophisten (Protagoras) behandelt worden zu sein und ist vermutlich zu ihrer Zeit ein allgemeines Diskussionsthema gewesen.<sup>2)</sup>

Das erste Literaturwerk, worin uns dieses Problem entgegen tritt, ist PLATOS merkwürdiger Dialog Kratylos — in dem es sich ausschliesslich um hierhergehörige Fragen handelt.<sup>3)</sup>

nur sehr wenig von denen im 1. Bd. der 2. Aufl. abweichen und im 2. Bd. am Fuss jeder Seite hinzugefügt sind). BENFEY, angeführtes Werk, S. 100 ff. TH. GOMPERZ, Griechische Denker, I, Leipzig 1896, S. 317 ff. [FRED. MULLER, De veterum, imprimis Romanorum studiis etymologicis, I, Traiecti ad Rhenum 1910.]

<sup>1)</sup> Siehe z. B. W. D. WHITNEY, Φύσει or θέσει — Natural or Conventional, in Transactions of the American Philological Association, 1874. W. WUNDT, Völkerpsychologie, I, 2 (1900), S. 585 f.

<sup>2)</sup> Vgl. z. B. Xenophon Mem. III, 14, 2: — λόγον ὄντος περὶ ὀνομάτων, ἐφ' οἷῳ ἔργῳ ἕκαστον εἴη.

<sup>3)</sup> Vgl. BENFEY, Über die Aufgabe des platonischen Dialogs Kratylos, in den Abhandl. d. Königl. Gesellsch. d. Wissensch. zu Göttingen, XII, 1866. Derselbe, Gesch. d. Sprachw., S. 112 ff. STEINTHAL, a. a. O., S. 76 ff., I<sup>2</sup>, S. 79 ff. G. GROTE, Plato and the other Companions of Sokrates, New ed., London 1888, III, S. 285 ff., besonders 299 ff. W. LUTOSLAWSKI, The Origin and Growth of Plato's Logic, London 1897, S. 220 ff.



Ausser Sokrates treten in diesem Dialog zwei Personen auf, Hermogenes und Kratylos. Dieser vertritt die Auffassung, dass jede einzelne Benennung, sowohl auf Griechisch als in den barbarischen Sprachen, von Natur aus eine mit dem Gegenstand selbst übereinstimmende „Richtigkeit“ enthalte und enthalten müsse, und will nicht als Namen, als Wort in der Sprache anerkennen, was als solches zu gebrauchen, bloss einige vereinbaren.<sup>1)</sup> Hermogenes dagegen meint, dass es überhaupt keine andere „Richtigkeit“ in einer Benennung (einem Namen? oder einem beliebigen Wort?) gebe als das Herkommen,<sup>2)</sup> und bittet nun Sokrates, sich hierüber zu äussern. Sokrates geht darauf ein und untersucht danach die Frage auf seine gewohnte Art, indem er zeigt, dass niemand willkürlich an den Wörtern ändern und z. B. versuchen kann, ein Pferd Mann zu nennen und umgekehrt. Gleichwie ein Werkzeug seiner Bestimmung entsprechen muss, so müssen die Wörter auch den Dingen entsprechen, die sie benennen; sie haben also von Natur aus eine gewisse Richtigkeit; auch ist es nicht jedermanns Sache, Wörter zu schaffen, sondern das kann nur, wer sich darauf versteht und die Natur der Dinge kennt. Hermogenes will sich jedoch nicht überzeugen lassen, es sei denn, dass ihm Sokrates wirklich auch nachweisen kann, was er mit der „natürlichen Richtigkeit einer Benennung“ (p. 391 A) meint, und das sucht dieser nun durch eine Reihe von Beispielen zu zeigen. Ob diese von Plato-Sokrates' Seite als Scherz oder Ernst gemeint sind, darüber waren die Meinungen geteilt; man hat zwar eher den Eindruck, dass nur beabsichtigt ist zu parodieren, sich über das lustig zu machen, was von der Art in der Diskussion über diese Probleme vermutlich oft vorgebracht wurde; aber im Prinzip ist dies kaum besser oder schlechter gewesen,

1) Ὀνόματος ὀρθότητα εἶναι ἐκάστω τῶν ὄντων φύσει πεφυκυῖαν, καὶ οὐ τοῦτο εἶναι ὄνομα ὃ ἂν τινες ξυνθέμενοι καλεῖν καλῶσι, τῆς αὐτῶν φωνῆς μόριον ἐπιφθεγγόμενοι, ἀλλὰ ὀρθότητά τινα τῶν ὀνομάτων πεφυκένας καὶ Ἑλλήσι καὶ βαρβάροις τὴν αὐτὴν ἄπασιν. P. 383 A.

2) Οὐ δύναμαι πεισθῆναι ὥς ἄλλη τις ὀρθότης ὀνόματος ἢ ξυνθήκη καὶ ὁμολογία. ἐμοὶ γὰρ δοκεῖ, ὅ τι ἂν τις τῷ θῇται ὄνομα, τοῦτο εἶναι τὸ ὀρθόν· καὶ ἂν αὐθις γε ἕτερον μεταθῇται, ἐκεῖνο δὲ μηκέτι καλῇ, οὐδὲν ἥττον τὸ ὕστερον ὀρθῶς ἔχειν τοῦ προτέρου. P. 384 D.

als was wir bei Plato finden, jedenfalls treffen wir auch in der späteren grammatischen Literatur immer wieder nicht bloss die Methode, sondern sogar auch eine Reihe der platonischen Worterklärungen an,<sup>1)</sup> und Plato wird im Altertum als der Begründer der Etymologie betrachtet.

Einige wenige Beispiele dürften zur Beleuchtung des Verfahrens genügen. Mit dem Hinweis darauf, dass die Griechen ursprünglich nur Sonne, Mond, Erde, Sterne und Himmel für Götter hielten, und all dies herumlaufen (θέοντα) sahen, nimmt er an, dass die Götter (θεοί) so genannt worden seien „ἀπὸ ταύτης τῆς φύσεως τοῦ θεῖν“. Die Heroen (ἥρωες) können diesen Namen bekommen haben, entweder weil sie die Frucht der Liebe (ἔρωος) zwischen einem Gott und einem sterblichen Weib oder einem sterblichen Mann und einer Göttin sind, oder auch, weil sie weise und tüchtige Redner (ρότορες) waren und tüchtig im Fragen (ἑρωτᾶν, „τὸ γὰρ εἰρεῖν λέγειν ἐστίν“). Der Name Poseidon kann von dem, der den Gott zuerst so genannt hat, als ποσίδεσμος, der Fesseln um die Füße hat, gemeint sein, „denn die Natur des Meeres hinderte ihn am Gehen“, oder, ursprünglich mit *ll* statt *s*, als πολλὰ εἰδώς, der viel Wissende, oder vielleicht als ὁ σειών, der (Erd-)Erschütternde, mit Hinzufügung von *p* und *d*. Auf ähnliche Weise wird nun eine Menge anderer Wörter und Namen durchgegangen, deren „natürliche Richtigkeit“ durch ähnliche Ideenassoziationen erklärt wird, wenn dabei auch gelegentlich recht interessante Bemerkungen vorkommen können.

Bei den Wörtern, die auf diese Weise mit anderen Wörtern der Sprache nicht in Verbindung gebracht werden können, die aber Sokrates im Vorhergehenden mehrmals gebraucht hat, um durch sie die abgeleiteten und zusammengesetzten Wörter zu erklären — bei diesen Grundwörtern (τὰ πρῶτα ὀνόματα) also — wird ein anderes Verfahren angewandt. Hier wird nämlich — unter Abweisung von Auswegen wie: die Götter hätten diese Grundwörter geschaffen, und obgleich Sokrates selbst diese Erklärungen „dreist und lächerlich“ (p. 426 B) findet — zu beweisen versucht, wie die einzelnen Buchstaben

---

<sup>1)</sup> Siehe z. B. R. REITZENSTEIN, Geschichte der griech. Etymologika, Leipzig 1897, S. 173 ff., 179, 184 Anm. 2, und andere Stellen.

eine gewisse Eigenschaft nachahmen oder ausdrücken, so dass dadurch eine Übereinstimmung zwischen Namen und Ding zustande kommen kann;<sup>1)</sup> so soll *ρ*, *ρ* (p. 426 D) Ausdruck einer Bewegung sein (denn die Zunge schwingt besonders bei der Aussprache von *ρ*), z. B. in *ρεῖν* 'fliessen', *ροή* 'Strömung', *τρόμος* 'Zittern', *τραχύς* 'uneben', *ρούειν* 'schlagen', *θραύειν* 'zerbrechen', *λ*, *λ* Ausdruck des Weichen und Glatten, z. B. in *λειός* 'glatt', *ολισθάνειν* 'gleiten', *λιπαρός* 'fettig' usw. Hier treffen wir also zum ersten Male die Lautsymbolik an, ein Prinzip, das in den folgenden Jahrhunderten, ja bis auf unsere Zeit, eine grosse Rolle gespielt hat, das aber in Wirklichkeit auf rein willkürlichen Abstraktionen von einer gegebenen Sprache aus aufgebaut ist, und vor dem nicht genug gewarnt werden kann.<sup>2)</sup>

Nachdem Sokrates so, zu Kratylos' Freude, diesem, wie man glauben muss, im wesentlichen Recht gegeben und Hermogenes immer mehr dazu gebracht hat, nachzugeben, wendet er sich im letzten Teile des Dialogs an Kratylos und bittet ihn, die Sache doch etwas näher zu betrachten. Er hebt hervor, dass unwiderlegbar einige Wörter gut, andere minder gut seien, dass das, was er in der vorhergehenden Unterredung über die Grundwörter und die Bedeutung der Buchstaben ausgesprochen habe, doch nicht passe (z. B. *σκληρός* 'hart', mit *λ* trotz der vorher nachgewiesenen Bedeutung dieses Lautes), und dass die „natürliche Richtigkeit“ der Wörter in der wirklichen Sprache überhaupt nicht zu finden sei und nicht existiere. Diejenigen, die die Worte geschaffen haben, können keineswegs die Einsicht in die Natur der Dinge gehabt haben, die für ihre richtige Benennung Voraussetzung wäre, und ebensowenig kommt man hinaus über den Begriff Herkommen (*ἔθος*, einen Begriff, den Kratylos anerkennt, der aber nach Sokrates mit *ξυνθήκη* zusammenfällt); aber dies ist nur so zu verstehen, dass der Hörende nach Gewohnheit und Herkommen ein Wort

<sup>1)</sup> Ὄνομα ἄρα ἐστίν, ὡς ἔοικε, μιμημα φωνῇ ἐκείνου, ὃ μιμεῖται καὶ ὀνομάζει ὁ μιμούμενος τῇ φωνῇ, ὅταν μιμῇται, p. 423 B.

<sup>2)</sup> Vgl. z. B. J. N. MADVIG, Første Stykke af en Afhandl. om Sprogets Væsen, Udvikling og Liv, 1842, S. 11 ff. = Kleine philologische Schriften, S. 63 ff.

in derselben Bedeutung auffasst, in der es der Sprechende gemeint hat.<sup>1)</sup> Das Ergebnis ist also, dass weder die eine noch die andere der beiden Einseitigkeiten recht behält und dass eine „natürlich richtige“ Sprache nur in der Welt der Ideen zu Hause ist.

Der nächste der grossen Philosophen, ARISTOTELES, hat sich auch mit der Sprachphilosophie beschäftigt und hat das Verdienst, die Erkenntnis der sprachlichen Kategorien einen kleinen Schritt weiter geführt zu haben, doch im wesentlichen nur, soweit sie in einem Verhältnis zur Logik stehen; Grammatiker ist er keineswegs. Übrigens ist es nicht immer so leicht auszumachen, was er gemeint hat, u. a. auch zufolge der kritischen Zweifel, die sich an verschiedene der unter seinem Namen überlieferten Schriften knüpfen. In der Streitfrage, ob φύσει oder nicht, scheint er auf dem Standpunkt zu stehen, dass die Wörter ihre Bedeutung κατὰ συνθήκην, durch Herkommen, haben. Wir finden bei ihm den Beginn einer Scheidung in drei Wortklassen oder eigentlich Satzteile: ὄνομα (= *nomen*), ῥῆμα (= *verbum*, eigentlich ‘Aussage’,<sup>2)</sup> dann, als logische Kategorie, Prädikat, endlich Verbum) und σύνδεσμος (oder ἄρθρον? = *coniunctio*, d. h. alle kleinen Wörter, nicht nur Konjunktionen, aber auch Pronomina und Artikel).<sup>3)</sup> Daran schliesst sich der Begriff πτώσις ‘Fall’ (= *casus*), d. h. jede von der Grundform (Nominativ oder Präsens der Verba) abweichende Beugungs- oder Ableitungsform; z. B. ἐβάδισεν und βάδιζε, ἄνθρωπος und ἄνθρωποι, δίκαιον und δικαίως sind verschiedene πτώσεις, während δικαίως, ἐπαινέτως, ἀνδρείως dieselben „Fälle“ sind, gebildet κατὰ τὴν αὐτὴν

<sup>1)</sup> Ἡ ἄλλο τι λέγεις τὸ ἕθος ἢ ὅτι ἐγώ, ὅταν τοῦτο φθέγγωμαι, διανοοῦμαι ἐκεῖνο, σὺ δὲ γινώσκεις ὅτι ἐκεῖνο διανοοῦμαι; P. 434 E.

<sup>2)</sup> So Plato Krat. p. 399 B über den Unterschied der Aussprache zwischen Διὰ φίλος und dem Eigennamen Δίφιλος „ἵνα ἀντὶ ῥήματος ὄνομα ἡμῖν γένηται“.

<sup>3)</sup> Vgl. Quintilian I, 4, 18, über die Anzahl der Redeteile: Veteres enim, quorum fuerunt Aristoteles quoque atque Theodectes, verba modo et nomina et conuinctiones tradiderunt; videlicet quod in verbis vim sermonis, in nominibus materiam (quia alterum est quod loquimur, alterum de quo loquimur), in conuinctionibus autem complexum eorum esse iudicaverunt; quas coniunctiones a plerisque dici scio, sed haec videtur ex συνδέσμῳ magis propria translatio.



παιδων. Ferner findet sich bei Aristoteles die Scheidung in drei Geschlechter: *ὀνόματα ἄρρενα*, männliche, *θήλεα*, weibliche, und *μεταξύ*, die in der Mitte dazwischen liegen (später *οὐδέτερον*, *neutrum*), und als Beispiele führt er die Wörter *Καλλίοπη*, *ξύλον*, *Κορίσχος* an. Schon Protagoras soll übrigens, nach der Mitteilung des Aristoteles selbst,<sup>1)</sup> diese Unterscheidung aufgestellt haben, indem er die sächlichen Wörter als *σκεύη* 'Geräte' bezeichnete (eine Bezeichnung, die Aristoteles tadelt, denn es gibt Geräte, deren Namen zu den beiden anderen Geschlechtern gehören, wie *ἄσκος* 'Sack', *κλίνη* 'Bett') und das Geschlecht nach der Bedeutung zu bestimmen suchte; aber Aristoteles führte dies weiter und suchte gewisse primitive Geschlechtsregeln nach der Nominativendung aufzustellen.<sup>2)</sup> Auch mit den Sprachlauten hat sich Aristoteles abgegeben (worauf ich später zurückkommen werde), aber, wie es scheint, ohne wesentliche neue Gesichtspunkte vorzubringen.<sup>3)</sup>

Die verschiedenen philosophischen Schulen, die bei den Griechen entstanden, beschäftigten sich nun auch immer weiter mit den einmal aufgeworfenen sprachphilosophischen Fragen. Die Epikureer scheinen den Standpunkt eingenommen zu haben, dass die Sprache an und für sich von Natur aus, *φύσει*, da sei und dass die den verschiedenen Völkern einmal gegebene, zum Teil von der Umgebung bedingte Natur es sei, die den verschiedenen Sprachen ihr Gepräge gebe; dass aber nachher die Vorstellungen und ihre Bezeichnungen bei den verschiedenen Völkern allmählich bestimmter ausgebildet würden nach Notwendigkeit und Bedarf sowie nach Herkommen.<sup>4)</sup> Dies ist also ein nicht uninteressanter Versuch, von der eigentümlichen Grundanschauung dieser Schule aus die beiden überlieferten Streitpunkte zu vereinigen. Aber im einzelnen scheint dies nicht weiter geführt worden zu sein.

1) Sophist. el. 14. Vgl. RICH. CHRISTENSEN, Sophisterne, Kopenhagen 1871, S. 94f. TH. GOMPERZ, Griechische Denker, I, S. 354ff.

2) Vgl. STEINTHAL, a. a. O., S. 263.

3) Vgl. STEINTHAL, a. a. O., S. 247ff.

4) Diog. Laert. X, 75ff. Vgl. Lucrez, De rerum natura V, 1027ff.: At varios linguae sonitus natura subegit | Mittere, et utilitas expressit nomina rerum, usw.

Weitaus grössere Bedeutung für die Entwicklung sprachlicher Erkenntnis, wenn auch im wesentlichen immer nur in ihrem Verhältnis zur Logik, hatten jedoch die Stoiker, namentlich Chrysippos, und ihr Einfluss hat — nicht immer in glücklicher Weise — der Sprachwissenschaft im ganzen späteren Altertum, ja sogar bis auf die neuere Zeit seinen Stempel aufgeprägt. Was die Grundprobleme betrifft, so treten sie entschieden für *φύσει* ein, wenn auch auf eine andere, an und für sich weniger klare und weniger realistische Weise als Epikur. Sie verstehen darunter, dass die Sprache in der Seele des Menschen von Natur aus entstanden ist und dass das Wort das Ding in Übereinstimmung mit dessen Natur wiedergibt und in gleicher Weise bei dem Hörenden einen zu der Natur stimmenden Eindruck hervorruft. In dieser Hinsicht stehen namentlich die Skeptiker im schärfsten Gegensatz zu den Stoikern, indem sie entschieden für *θέσει* eintreten (ein Wort, das, wie es scheint, zuerst von ihnen gebraucht wurde, aber später die allgemeine Bezeichnung für den Gegensatz zu *φύσει* wird; lat. *positione*, auch *positu*), d. h. sie behaupten, dass die Wörter ihre Bedeutung nur durch ein willkürliches, zufälliges „Setzen“ erlangt haben und weisen darauf hin, dass sonst alle Völker einander müssten verstehen können.

Die Stoiker sind also der Meinung, dass die Wörter eine mit der Natur übereinstimmende „Wahrheit“ enthalten oder dass sie ursprünglich, wie sie sich ausdrückten, „wahr“, *ἔνυμα*, sind. Damit ist bestimmter, als dies vorher der Fall gewesen war, der Sprachphilosophie die neue Aufgabe gestellt, „die Wahrheit“, *τὸ ἔνυμον*, in den einzelnen Wörtern zu finden, eine Aufgabe, die mit dem Worte „Etymologie“, *ἐτυμολογία*, bezeichnet wird.<sup>1)</sup> Die Folge davon war, dass von den Stoikern mit grösstem Eifer etymologische Untersuchungen betrieben wurden, aber zugleich auf die allerwildeste und willkürlichste Weise, nach ganz ähnlichen Grundsätzen wie denen, die wir in Platos Kratylos angetroffen haben. Wir dürfen also dabei keineswegs an Etymologien in demselben Sinne wie in der Sprachwissenschaft unserer Zeit denken; das war nicht das

<sup>1)</sup> Vgl. STEINTHAL, a. a. O., S. 323 ff. Über die Möglichkeit, dass das Wort *ἐτυμολογία* älter sein und schon von den jonischen Philosophen stammen könnte, siehe G. CURTIUS, Grundzüge der griech. Etymol.<sup>5</sup>, S. 5; aber jedenfalls legen es erst die Stoiker fest.

Ziel, und dazu fehlten alle Mittel; man kannte die Richtschnur nicht, die wir in der Vergleichung mit anderen Sprachen oder in gesetzmässigen Lautübergängen haben, und man hatte keine Ahnung von der analytischen Methode, in der die Inder damals schon Meister waren. Aber es muss auch in Erinnerung gebracht werden, dass es den Stoikern ganz und gar nicht darum zu tun war, Sprachgeschichte zu treiben, sondern nur darum, Anknüpfungspunkte, Assoziationen zu finden, die den Vorstellungen, welche sie im voraus in die Wörter hineinlegten, entsprechen und auf diese Weise deren „Wahrheit“ beweisen könnten. Wir werden im folgenden wieder darauf zurückkommen und Beispiele dafür sehen.

Daneben haben die Stoiker das Verdienst, die Erkenntnis der grammatischen Kategorien bedeutend gefördert zu haben, und einen wesentlichen Teil der grammatischen Benennungen, die wir in ihrer aus dem Griechischen übersetzten lateinischen Form so gut kennen und Tag für Tag gebrauchen, verdanken wir in letzter Linie den Stoikern. So wird die Benennung *πτῶσις* „Fall“ nun auf die Bezeichnung dessen eingeschränkt, was mit dem lateinischen Namen *casus* heisst, und jeder von diesen bekommt einen Namen. Der Nominativ wird *ἡ ὀρθή* (*πτῶσις*) = *casus rectus* genannt, der „rechte, richtige“, natürliche Kasus, der, in dem man das Wort nennt. Die übrigen drei, die zusammen den Namen *πλάγιοι* = *casus obliqui*, wohl die „schiefen“, abweichenden erhalten, werden mit folgenden wenig glücklichen Wörtern angeführt: *γενική* = *genetivus* (von *γένος*, also eigentlich die Form, die die „Art“ bezeichnet; die lateinische Wiedergabe ist insofern nicht ganz entsprechend, als sie darauf hindeuten scheint, dass man den griechischen Namen so aufgefasst habe, als ob er sich nur auf den Ursprung bezöge); *δοτική* = *dativus* „Gebefall“, *αἰτιατική* = *accusativus*. Dieser letzte Name ist auf Griechisch von *αἰτιατός* ‘bewirkt, beeinflusst’ gebildet und *αἰτιατική* ist also der Kasus, der das Bewirkte ausdrückt. Die lateinische Wiedergabe *accusativus* ‘Anklagefall’ ist sehr unglücklich und gehört einer Zeit an, in der die ursprüngliche Bedeutung des griechischen Namens nicht mehr gefühlt wurde; man glaubte nun, darin eine Ableitung des Verbs *αἰτιόμαι* ‘ich beschuldige, klage an’ vor sich zu haben. Dazu kommt noch eine fünfte Form *κλητική* = *vocativus*,

die eine Sonderstellung einnimmt und vielleicht nicht ganz als ein den übrigen<sup>1)</sup> gleichgestellter Kasus angesehen wurde.

Auch verschiedene Verbalformen haben die Stoiker richtig erkannt und benannt, wie sie auch — stets mehr mit philosophischen als mit grammatischen Betrachtungen — die Scheidung der Redeteile weitergeführt haben durch Aufstellung von Begriffen wie ἄρθρον = *articulus* (Artikel und Pronomen umfassend), προσήγορία oder ὄνομα προσήγορικόν = *appellatio* (Quint. I, 4, 19; 21) oder *nomen appellativum* im Gegensatz zu ὄνομα (ἑξῆς) = *nomen proprium*, Eigenname (eine Wiedergabe, die auf einem etwas anderen Gedanken beruht als die Benennung der Alten: ein eigentlicher Name, ein Name in der eigentlichen Bedeutung dieses Wortes) usw.

Wir sehen also, dass bei den Griechen die Sprachbetrachtung noch vollständig von der Philosophie, insbesondere von der Logik, abhängig ist; ein wirklich empirisches Sprachstudium, eine selbstständige Sprachwissenschaft ist noch nicht zu richtigem Leben erwacht. Grammatik, ἡ γραμματικὴ (τέχνη), ist bisher nur, was geradezu im Worte liegt, die Lehre von den Buchstaben, τὰ γράμματα, d. h. eigentlich nur die Kenntnis des Lesens und Schreibens, höchstens zugleich (wie bei Aristoteles) eine gewisse elementare Einsicht in die Natur der Sprachlaute.

Ein wirkliches Sprachstudium kommt erst in der literarischen Verfallsperiode auf, vom 3. Jahrhundert v. Chr. an, und hat — auf ähnliche Weise wie bei den Indern — seinen Ausgangspunkt in der Beschäftigung mit der älteren Literatur, die nunmehr in sonst geschwundenen und nicht mehr unmittelbar verständlichen Sprachformen vorlag. Es liegt nicht in der Absicht dieser Arbeit, bei den Einzelheiten dieser ganzen Bewegung zu verweilen, die ja ihre Heimat im wesentlichen ausserhalb des eigentlichen Griechenlands, namentlich in Alexandria und zum Teil in Pergamon hatte und deren Gegenstand die alte Literatur war, von all ihren verschiedenen Seiten gesehen, sowohl von der sprachlichen als der realen und der kritisch-exegetischen. Diese Studien werden unter der Benennung Grammatik im höheren Sinne zusammengefasst, entsprechend

---

<sup>1)</sup> Es wird jedoch angegeben, dass Chrysippos ein Werk „über die fünf Kasus“, περὶ τῶν πέντε πτώσεων geschrieben habe.



dem Gebrauch des Wortes *γράμματα* für Schriftwerke, Literatur, lat. *litterae*. Erst in einer viel späteren Zeit, da die sprachliche Seite als die wesentlichste mehr und mehr hervortrat, wurde das Wort Grammatik in seiner Bedeutung so eingeschränkt, dass es besonders das Sprachstudium und sodann die Darstellung des Baues einer ganzen Sprache bezeichnet, was die alten *τέχνη (γραμματική)*, *ars (grammatica)* nannten.

Leider wissen wir nur verhältnismässig wenig von den Arbeiten der älteren Grammatiker; das Meiste von dem, was wir von ihnen wissen, haben wir nur aus zweiter oder dritter Hand, in Bruchstücken oder Auszügen von späteren Zeiten. Aber wir sehen doch, dass die Auffassung und die deskriptive Darstellung der sprachlichen Phänomene nach und nach eine nicht geringe Entwicklung erreicht, und gleichzeitig auch, dass man am Anfang in allem, was die allgemeine Sprachbetrachtung betrifft, auf den Philosophen, namentlich auf den Stoikern, weiter baut. Aber nach und nach versteht es die Grammatik, sich im wesentlichen von ihnen frei zu machen, und sie wird zu einer selbständigen Wissenschaft.

An Stelle des früheren Kampfes über Natur oder Herkommen treten nun andere Streitpunkte unter den Schlagworten Anomalie und Analogie. Der Anfang hiervon geht schon auf die Philosophen, namentlich die Stoiker, zurück, die die Anomalie, den Mangel an Gleichartigkeit, hervorgehoben haben, der oft im Verhältnis zwischen Wort und Gedanken hervortreten kann.<sup>1)</sup> Man sah eine solche Anomalie darin, dass es z. B. *ὁ κόραξ* hiess, also masculinum sowohl für einen männlichen als auch für einen weiblichen Raben, aber *ἡ χελώνη*, also femininum sowohl für eine weibliche als auch für eine männliche Schildkröte, und diese Betrachtung wurde auf die Beugungsformen übertragen, wo man z. B. nicht verstand, warum *Ἀντιάς* im Genetiv *Ἀντίου* lautete, aber *Βίας* *Βίαντος*; man ging ja immer vom Nominativ als der Grundform aus und wusste nichts von den Lautverhältnissen, denen zufolge diese Form bei verschiedenen Stämmen zufällig dasselbe Aussehen erhalten konnte; *τοξότης* ist Nominativ, *ἐλάτης* Genetiv usw.

<sup>1)</sup> STEINTHAL, a. a. O., S. 347 ff. Chrisippos soll ein Werk *περὶ ἀνωμαλίας* geschrieben haben; darüber siehe Varro, de lingua lat. IX, 1.

Von den Philosophen kam die Frage zu den eigentlichen Grammatikern, von denen sie aufgegriffen und mit grossem Eifer behandelt wurde, und im Gegensatz zur Anomalie wurde von der anderen Seite die Analogie, die Gleichartigkeit, zum herrschenden Prinzip in der Sprache erhoben.<sup>1)</sup> Dies war namentlich in der alexandrinischen Grammatikerschule der Fall, und der Hauptvertreter dieser Richtung war ARISTARCH (gegen 200—150),<sup>2)</sup> der berühmteste unter den älteren alexandrinischen Grammatikern. Auf der Gegenseite steht als der wichtigste Vertreter der Anomalisten sein Zeitgenosse, der pergamenische Grammatiker KRATES von Mallos.<sup>3)</sup>

Von dem Streit zwischen diesen beiden Richtungen, der sich nicht nur auf die Sprache bezog, sondern auch, und zwar noch mehr, auf die Textkritik, namentlich die des Homer, ist unsere Kenntnis ziemlich gering, und sie kann ausschliesslich aus dem geschöpft werden, was wir zufällig in späteren Zitaten oder Wiedergaben aufbewahrt finden, besonders bei lateinischen Schriftstellern und unter diesen in allererster Linie bei VARRO.<sup>4)</sup> Für uns kann die einseitige Behauptung jedes dieser Standpunkte nur als Beweis einer äusserst mangelhaften Sprachbetrachtung gelten. Aber um diesen Streit zu verstehen und gerecht zu beurteilen, müssen wir uns in jene Zeit und ihre Voraussetzungen hineinversetzen; wir müssen von dem entwickelten grammatischen System, das wir jetzt kennen, vollständig absehen und uns vergegenwärtigen, dass das, was damals vorlag, die chaotische Menge von Wörtern und Formen der gesprochenen Sprache und der Literatur mit all ihren verschiedenen Dialekten war. Alle diese Einzelheiten zu überschauen und Prinzip und Ordnung in diesem ganzen Chaos zu finden, wo die Anomalien mindestens ebenso sehr in die Augen springen mussten wie die Analogien, war eine Arbeit, die den schärfsten Denker überwältigen und dazu führen musste, auf den einen oder anderen Gesichtspunkt einseitig Gewicht zu legen. Natürlich endigte der Streit

<sup>1)</sup> Vgl. STEINTHAL, S. 435 ff.

<sup>2)</sup> Vgl. STEINTHAL, S. 448 ff.

<sup>3)</sup> Vgl. über Krates C. F. WEGENER, *De aula Attalica*, Hauniae 1836, S. 110 ff. STEINTHAL, S. 485 ff.

<sup>4)</sup> Vgl. auch Gellius II, 25.

allmählich in einem Ausgleich zwischen den beiden Einseitigkeiten mit der Anerkennung des Sprachgebrauchs, *συνήθεια*, *consuetudo*, als des Ausschlaggebenden; aber er hatte doch seine Bedeutung gehabt, wesentlich dadurch, dass er die verschiedenen Parteien dazu brachte, auf allen Seiten Argumente zur Stütze ihrer jeweiligen Anschauungen zu suchen und so die sprachlichen Phänomene allseitig zu beleuchten, und die Frucht davon war die systematische Grammatik mit ihren Regeln und Ausnahmen, ihren Analogien und Anomalien.<sup>1)</sup> Die älteste Arbeit dieser Art verdankt man dem Schüler Aristarchs, DIONYSIOS THRAX (gegen 100 v. Chr.).<sup>2)</sup> Ihren Höhepunkt erreicht die griechische Grammatik mit APOLLONIOS DYSKOLOS (2. Jahrhundert n. Chr.)<sup>3)</sup> und seinem Sohn HERODIAN, und so, wie wir das System hier finden, hat es sich in allem Wesentlichen durch die lateinischen Grammatiker bis auf die Neuzeit vererbt.

Am ausführlichsten wird die Formenlehre behandelt mit ihren seit Aristarchs Zeit festgelegten acht Redeteilen: 1. ὄνομα, *nomen* (vgl. oben S. 12, 16), 2. ῥῆμα, *verbum*, 3. μετοχή, *participium* (was an den Eigentümlichkeiten sowohl des Nomens als auch des Verbums „teil hat“), 4. ἄρθρον, *articulus*, 5. ἀντωνυμία, *pronomen*, 6. πρόθεσις, *praepositio*, 7. ἐπίρρημα, *adverbium*, 8. σύνδεσμος, *coniunctio*. (Bei den Römern fällt unter diesen *articulus* als eigener Redeteil fort, dagegen fügen sie *interiectio* als letzten hinzu.) Schwächer ist die Lautlehre oder die Lehre von den „Buchstaben“ — τὰ στοιχεῖα, *elementa*, wie man die Buchstaben besonders mit Rücksicht auf den Lautwert nannte, mit dem sie Bestandteile von Silben oder Wörtern ausmachen.<sup>4)</sup> Über die physiologische Bildung der

<sup>1)</sup> Vgl. STEINTHAL, a. a. O., S. 514 ff., 700 ff.

<sup>2)</sup> Dionysii Thracis Ars grammatica, ed. G. UHLIG, Lipsi. 1884.

<sup>3)</sup> Vgl. E. EGGER, Apollonius Dyscole, essai sur l'histoire des théories grammaticales dans l'antiquité, Paris 1854. Eine neue Ausgabe von Apollonii Dyscoli quae supersunt wurde besorgt von R. SCHNEIDER und G. UHLIG, I—III, Lips. 1878—1910.

<sup>4)</sup> Vgl. schon Plato Krat. p. 393 D: τῶν στοιχείων οἶσθα ὅτι ὀνόματα λέγομεν, ἀλλ' οὐκ ἀντὰ τὰ στοιχεῖα, πλὴν τεττάρων, τοῦ ε καὶ τοῦ ν καὶ τοῦ ο καὶ τοῦ ω (diese vier Buchstaben hiessen noch damals nur εἰ, ῥ, οῦ, ὦ). τοῖς δ' ἄλλοις φωνήεσι τε καὶ ἀφώνοις οἶσθα ὅτι περιτιθέντες ἄλλα γράμματα λέγομεν, ὀνόματα ποιοῦντες. Ähnlich viele andere Stellen später.

verschiedenen Laute hatten die Griechen und die Römer zwar einige Beobachtungen gemacht, aber im ganzen hatten sie doch weit weniger klare Vorstellungen hiervon als die Inder.<sup>1)</sup> Sie teilen die Buchstabenlaute bloss nach ihrer relativen Klangfülle, ihrer Funktion in der Silbe, ein in 1. *φωνήεντα, vocales*, „Selbstlaute“, d. h. die Buchstaben, die allein ausgesprochen werden können, die an und für sich einen hörbaren Klang haben, und 2. *σύμφωνα, consonantes* (selten *consonae*), „Mitlaute“, die nur zusammen mit einem Vokal ausgesprochen werden können; diese wieder können einerseits *ἡμίφωνα, semivocales* sein, diejenigen, die doch einen gewissen an und für sich hörbaren Klang haben ( $\lambda, \mu, \nu, \rho, \sigma$  und die zusammengesetzten  $\zeta, \xi, \psi$ ), anderseits *ἄφωνα, mutae*, die ganz klanglosen mit den bekannten Unterabteilungen *ψιλά, leves, tenues*, *μέσα, mediae*, *δασέα, asperae, aspiratae*.<sup>2)</sup> Recht eingehend hat man die *προσφάται*, die verschiedenen Akzente, behandelt, und unter ihnen zugleich die Quantitäten, wobei die Bezeichnung von Silben als teils *φύσει, natura*, teils *θέσει, positione*, lang bemerkt werden kann; hier finden wir wieder den Gegensatz, den wir im Vorhergehenden immer und immer wieder angetroffen haben; nur scheint *θέσει, positione*, eigentlich „herkömmlich“, hier allmählich als „auf Grund der Stellung“ aufgefasst worden zu sein.<sup>3)</sup> Auch die Syntax wurde nicht vernachlässigt; eine besondere und recht ausführliche Darstellung von ihr hat namentlich Apollonios Dyskolos gegeben.

Von den Griechen kam das Studium der Grammatik zu den Römern. Wenn sie auch vermutlich schon früher gewisse elementare Anregungen von den Griechen in Süditalien empfangen hatten (so Ennius), machten sie nähere Bekanntschaft mit der griechischen grammatischen Wissenschaft doch erst durch den zufälligen Umstand, dass der früher erwähnte Grammatiker

Über die weitere Bedeutungsentwicklung des Wortes *στοιχεῖον* und des ihm entsprechenden lat. *elementum* aus der Grundbedeutung Buchstabe, Mehrz. Alphabet (die einzelnen Glieder in einer Reihe, *στοῖχος*), siehe H. DIELS, *Elementum*, eine Vorarbeit zum griech. und lat. Thesaurus, Leipzig 1899.

<sup>1)</sup> Vgl. BRÜCKE, *Grundzüge der Physiologie und Systematik der Sprachlaute*<sup>2</sup>, 1876, S. 117 ff.

<sup>2)</sup> Vgl. schon Plato *Krat.*, a. a. O. unter 424 C, *Philebos* 18 B, C, *Theaet.* 203 B.

<sup>3)</sup> Vgl. MADVIG, *Kortfattet græsk Metrik*, 1867, S. 16, Fussnote 1.



KRATES von Mallos um das Jahr 167 v. Chr. als Gesandter des Königs Attalos nach Rom kam und sich gezwungen sah, längere Zeit da zu bleiben. Er hielt damals in Rom sprachlich-literarische Vorlesungen (natürlich auf Griechisch), die unter den gebildeten Römern grosses Aufsehen machten.<sup>1)</sup> Was die grammatische Seite betrifft, so wurde man mitten in den wogenden Kampf über Anomalie oder Analogie geführt, und es währte nicht lange, so begannen die Römer auf ihre eigene Sprache die Grundsätze anzuwenden, die sie von den Griechen gelernt hatten. Welches Interesse selbst die grössten Männer an diesen Studien hatten, ersehen wir z. B. daraus, dass CAESAR auf einem seiner Feldzüge nach Gallien ein grammatisches Werk „*de analogia*“ geschrieben haben soll, das leider verlorengegangen ist. Der Titel könnte darauf hinweisen, dass er Analogist gewesen ist. Ihm kommt auch die Ehre zu, den Kasusnamen *ablativus* gebildet zu haben, für den es ja auf Griechisch nichts Entsprechendes gab. Wir wollen nun nicht bei den eigentlichen Grammatikern verweilen, die wir nur dem Namen nach oder aus Zitaten (z. B. bei Gellius) kennen und unter denen AELIUS STILO gewiss den ersten Platz eingenommen hat; aber auf dessen Schüler, Cäsars Zeitgenossen MARCUS TERENTIUS VARRO (116—27 v. Chr.), den Gelehrtesten von allen Römern, muss besonders hingewiesen werden. Er hatte u. a. eine Reihe grammatischer Arbeiten geschrieben, von denen leider nur ein verhältnismässig kleiner Teil (das 5. bis 10. Buch, doch mit mehreren Lücken) des Werkes *de lingua latina* (ursprünglich 25 Bücher) auf uns gekommen ist. Wie gering somit der erhaltene Teil auch ist, er bietet uns trotz aller Schwächen genug, um uns den Mangel dessen, was verloren ist, tief beklagen zu lassen. Varro ist eine Hauptquelle für unsere Kenntnis davon, wie die Alten die Begriffe Analogie und Anomalie aufgefasst haben, zwischen denen er im ganzen vermittelnd auftritt, indem er untersucht, was in Beugung und Wortbildung für oder gegen jeden von ihnen spricht.<sup>2)</sup> Da er

<sup>1)</sup> Suetonius, *de grammaticis* 2.

<sup>2)</sup> Vgl. STEINTHAL, a. a. O., S. 493 ff., II<sup>2</sup>, S. 130 ff. A. WILMANN, *De M. Terentii Varronis libris grammaticis*, 1864. V. HENRY, *De sermonis humani origine et natura M. Terentius Varro quid senserit*, Insulis (Lille) 1883. [G. GOETZ, *Zur Würdigung der grammatischen Arbeiten Varros*

seine Beispiele immer aus dem Lateinischen nimmt, ist er uns zugleich in mancher Hinsicht eine wichtige Quelle für die Geschichte der lateinischen Sprache. In der etymologischen Methode — wenn man dieses Wort gebrauchen darf — schliesst er sich vollständig dem von den Stoikern Überlieferten an, wofür ich im folgenden Beispiele anführen werde, während er sonst öfter in Gegensatz zu ihnen tritt.

In den folgenden Zeiten wurden bei den Römern die grammatischen Studien, das Studium der Sprache und der älteren Literatur, beständig fortgesetzt, doch können wir uns hier damit nicht eingehender beschäftigen. Je mehr sich die gesprochene Sprache allmählich von der traditionellen Schriftsprache entfernte, an der man beständig weiter festhielt, desto notwendiger wurden Lehrbücher und andere Hilfsmittel für die genaue Aneignung und das genaue Verständnis dieser, und daher besitzen wir aus dem späteren Teil des Altertums eine Reihe solcher Arbeiten, teils Glossare, teils Grammatiken („*artes*“), z. B. von DONAT (um 350) u. v. a., unter ihnen als die hervorragendste die von PRISCIAN (gegen 500).<sup>1)</sup>

Wir haben bei der Entwicklung der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern länger verweilt wegen der Bedeutung, die sie für die ganze Folgezeit gehabt hat. Auf der Sprachwissenschaft der Griechen, wie sie sich bei den Römern gestaltete, ist überhaupt die grammatische Wissenschaft in Europa bis zum 19. Jahrhundert aufgebaut; einen Beweis dafür unter vielen anderen bildet noch immer die grammatische Terminologie, die zum allergrössten Teil ganz dieselbe ist, deren sich das Altertum bereits bedient hat, und selbst z. B. die in späteren Zeiten aufgekommenen deutschen Benennungen sind zum grossen Teil nur eine mehr oder minder glückliche Wiedergabe der alten Namen und stützen sich in den wenigsten Fällen auf eine neuere und bessere Einsicht in die sprachlichen Kategorien.<sup>2)</sup>

---

(Abh. d. kgl. sächs. Ges. d. Wiss., philol.-hist. Kl., XXVII Nr. 3, 1909).  
FRED. MULLER, ang. Arbeit, S. 115—250.]

<sup>1)</sup> Vgl. *Grammatici Latini ex recensione KEILII*, I—VII mit supplem., 1855—80.

<sup>2)</sup> Für das Dänische vgl. H. G. WIWEL, *Synspunkter for dansk sproglære*, Kjøbenhavn 1901.

Die schwachen Punkte in der Sprachwissenschaft der Griechen und Römer sind: einerseits die Abhängigkeit von den Philosophen, was für lange Zeit, zum Teil sogar dauernd, der spekulativen Richtung ein unverhältnismässig grosses Übergewicht über die empirische gab, die doch gerade die Grundlage für die Erkenntnis der allgemeinen Prinzipien abgeben sollte, anderseits der Umstand, dass man nur seine eigene Sprache kannte und sich nur um sie kümmerte, höchstens aber um zwei Sprachen, Griechisch und Latein. Die zuletzt erwähnte Einseitigkeit gilt allerdings auch für die Inder; aber bei den klassischen Sprachen ist sie um so unheilvoller, weil diese an und für sich im ganzen weniger durchsichtig sind als das Sanskrit. Viele Erscheinungen mussten infolgedessen entweder der Aufmerksamkeit entgehen oder unrichtig gedeutet werden, und besonders musste unter dieser Begrenzung des Ausblicks die historische Erkenntnis der Sprachentwicklung in grossem Masse leiden. Wohl haben wir reichliche Aufzeichnungen von Wörtern und Formen aus den älteren Stufen der Literatur, die von späterem Sprachgebrauch abweichen; aber das Verständnis der geschichtlichen Entwicklung z. B. in lautlicher Hinsicht ist, soweit man sich überhaupt darauf einlässt, in der Regel äusserst mangelhaft; zumeist ist das Ziel bloss entweder eine Aufklärung über die in Vergessenheit geratene Bedeutung des betreffenden Wortes oder die Betonung des Unterschieds gegenüber der Sprache der Zeit.

Die Seite der Sprachwissenschaft des Altertums, von der man am ehesten glauben sollte, dass sie in Verbindung mit Sprachgeschichte stehe, ist die Wortetymologie. Aber so, wie sie das ganze Altertum hindurch betrieben wurde, und zwar mit grossem Eifer, hat sie in Wirklichkeit wenig oder gar nichts mit Sprachgeschichte zu tun. Sobald man über das hinauskommt, was einem jeden unmittelbar einleuchten muss, ist die Methode stets dieselbe wie bei Plato oder den Stoikern und ausserordentlich verschieden von der exakten Analyse der Inder.<sup>1)</sup> Die Etymologie sucht bloss — mit einer willkürlichen Assoziation und einer ebenso willkürlichen Anwendung rein logisch-rhetorischer Figuren wie Gleichheit, Analogie, Widerspruch

<sup>1)</sup> Vgl. REITZENSTEIN, Geschichte der griech. Etymologika, S. 179 ff. E. WÖLFFLIN, Die Etymologien der lateinischen Grammatiker, im Archiv für lat. Lexikographie und Grammatik VIII, S. 421 ff., 563 ff.

u. ä. — im Worte eine gewisse im voraus gebildete Vorstellung von dem Gegenstand, den es bezeichnet, nachzuweisen. Von einem gesetzmässigen Verhältnis zwischen verschiedenen Lauten oder etwas Ähnlichem hatte man keinen Begriff, im Gegenteil, man gestattet sich, was die Annahme von Lautübergängen betrifft, die allergrössten Willkürlichkeiten,<sup>1)</sup> und selbst hinsichtlich des historischen Verhältnisses zwischen den verschiedenen Wörtern, die zusammengestellt werden, können wir Beispiele für die seltsamste Unklarheit finden. So sagt Varro z. B., dass ein „*Heiler*“ (Arzt) so benannt ist nach der Heilkunst, nicht nach *heilen*, „was die letzte Wurzel dieses Gegenstandes ist“. <sup>2)</sup> Das heisst doch, das Verhältnis ganz auf den Kopf stellen, abgesehen davon, dass wir hier auch ein Beispiel für eine andere Unklarheit haben, über die man nie hinausgekommen ist, ob nämlich das eine Wort von dem anderen abgeleitet ist oder das eine „Ding“ seinen Namen nach dem anderen bekommen hat.

Dass sich auch gute und richtige Erklärungen darunter finden können, ist selbstverständlich; aber in Wirklichkeit sind das Ausnahmen. Hier sollen nur Beispiele, hauptsächlich aus dem Lateinischen, für einige der allerauffälligsten Abirrungen angeführt werden.

Ein Prinzip, das stets eine grosse Rolle spielt, besonders bei der Erklärung der „Grundwörter“, bei denen die Etymologie haltmachen muss (*ἀρχαί, initia, radices*, was etwas ganz anderes ist als die Wurzeln der indischen Grammatiker), ist die Onomatopöie, die Lautsymbolik oder Lautnachahmung (*μιμήσις*), durch die man das Wort in seiner lautlichen Form den Gegenstand nachahmen lässt, den es ausdrückt. Dahin gehört auch das, wofür wir schon in Platos *Kratylos* (oben S. 10f.) Beispiele gefunden haben, dass man nämlich dem einzelnen Buchstaben-

<sup>1)</sup> Vgl. Quintilian I, 6, 32: *Iam illa minora, in quibus maxime studiosi eius rei fatigantur, quae paululum declinata varie et multipliciter ad veritatem reducant aut correptis aut porrectis, aut adiectis aut detractis, aut permutatis litteris syllabisve. Inde pravis ingeniis ad foedissima usque ludibria labuntur.* — Über diesen ganzen Punkt siehe WÖLFFLIN, a. a. O., S. 563 ff.

<sup>2)</sup> *Artificibus maxuma causa ars; id est ab arte medicina ut sit medicus dictus, a sutrina sutor, non a medendo et suendo, quae omnino ultimae earum rerum radices.* V, 92.



laut eine gewisse willkürliche Bedeutung beilegt, die natürlich ausschliesslich von einzelnen Wörtern der eigenen Sprache abstrahiert ist. Beispiele für eine solche Auffassung treffen wir fortwährend an. So lesen wir bei Gellius (X, 4), dass der Grammatiker Nigidius Figulus (1. Jahrhundert v. Chr.) unter anderen Argumenten dafür, dass die Wörter *φύσει* seien, darauf aufmerksam gemacht habe, dass man bei der Aussprache von *vos* die Lippen nach vorn bewege und die Ausatmung gegen den richte, mit dem man spricht, während man bei *nos* die Lippen nicht vorschiebe und gleichzeitig die Ausatmung bei sich selbst zurückhalte; ebenso verhalte es sich mit *tu*, *tibi* gegenüber *ego*, *michi* (!).<sup>1)</sup>

Ein viel späterer Schriftsteller, der Kirchenvater Augustinus († 430 n. Chr.), macht in seiner kleinen Schrift „*Principia dialecticae*“<sup>2)</sup> einige recht interessante Bemerkungen über die Etymologie und ihre Methode, der gegenüber er sich übrigens selbst ein wenig zweifelnd verhält.<sup>3)</sup> Er führt da unter anderem

---

<sup>1)</sup> Was würde er z. B. über schwedisch *vi* ('wir') und *ni* ('ihr') sagen? Vgl. auch HOLBERGS Epistel 280, die über diese Stelle handelt: „Disse *Argumenter* ere artige nok og kunde holdes for at være af nogen Vægt, hvis man kunde til Beviis herpaa have anført nogle 100de andre Ord af samme Natur. Men, saasom dette ikke kand skee, bliver Anmærkningene latterlig.“ („Diese *Argumente* sind recht hübsch und könnten für einigermaßen gewichtig gelten, wenn man zum Beweis hierfür einige Hundert andere Wörter derselben Natur hätte anführen können. Sintemal aber dies nicht geschehen kann, so bleibt die Bemerkung lächerlich.“) Und erschliesst sehr vernünftig mit den Worten: „Man maatte ellers, for at dømme med nogen Grund herom, anføre Exempler af meere end et Sprog, ja man maatte søge om Beviisligheder af det allerældste Sprog, eller det som *Adam*, Sprogets *Inventor*, haver talet, hvorum dog ingen Vishet Hayes.“ („Man müsste sonst, um mit einigem Recht hierüber zu urteilen, Beispiele aus mehr als einer Sprache anführen, ja man müsste nach Beweisstücken aus der allerältesten Sprache suchen oder der, die *Adam*, der *Inventor* der Sprache, gesprochen hat, worüber man jedoch keine Gewissheit hat.“)

<sup>2)</sup> Sancti Augustini opera, Antwerpiae 1700, I, S. 615.

<sup>3)</sup> De origine verbi quaeritur, cum quaeritur, unde ita dicatur: res mea sententia nimis curiosa et non nimis necessaria . . . Quod si omnino multum iuvaret explicare originem verbi, ineptum esset aggredi, quod persequi profecto infinitum esset. Quis enim reperire possit, quod quid dictum fuerit, unde ita dictum sit? Huc accedit, quod ut somniorum interpretatio ita verborum origo pro cuiusque ingenio praedicatur. A. a. O., S. 614.

aus, niemand werde bestreiten, dass die Silben, die den Buchstaben *v* enthalten, den Klang von etwas Dickem und Starkem haben (*crassum et quasi validum sonum edere*), wie *venter*, *vafer*, *velum*, *vinum*, *vomis*, *vulnus* u. a., besonders *vis*! Daran schliessen sich z. B. *vincula* „quia violenta sunt“, *vimen* „quo vincitur“ und mehr Wörter, u. a. *via* entweder „quae vi pedum trita est“ oder weil sie sich wie ein Weinstock (*vitis*) oder eine Weide (*vimen*) krümmt, usw.! (Was *via* betrifft, so hat Varro V, 35 die zweifellos richtige Erklärung: „qua vehebant, viae dictae“; *via* kommt von der in *veho* steckenden Wurzel [für *vehia* oder *vegia*?], vgl. altisl. *vegr*.)

Eine eigentümliche Anwendung desselben Prinzips, Übereinstimmung zwischen Laut und Bedeutung, finden wir,<sup>1)</sup> wenn der Grammatiker Tryphon (zur Zeit des Augustus) das Wort *φιλήτης* (*φηλήτης*) ‘Dieb, Betrüger’ aus *ὄφελέσθαι* ‘heimlich wegnehmen’ erklärt, so dass es statt *ὄφειλέτης* stünde; denn wenn in einem Wort die Bezeichnung eines Mangels, einer Beraubung (‘Dieb’) liegt, könne dies auch in der Form dadurch ausgedrückt werden, dass ein Buchstabe oder eine Silbe (*ὄ*-) fehle. Dasselbe sollte auch z. B. in dem Worte *ἡμικύκλιον* ‘Halbkreis’ vorliegen, das nach seiner Meinung die Stelle von *ἡμισκύκλιον* einnehme und in dem die Silbe *-σν-* abgeworfen sei als Ausdruck dafür, dass dem Ganzen, dem ganzen Kreis, etwas fehle. (Natürlich ist *ἡμι*-, lat. *sēmi*-, das Ursprüngliche und das Adjektiv *ἡμισυς* ‘halb’ eine weitere Ableitung davon.)

Auch für das Entgegengesetzte finden wir Beispiele.<sup>2)</sup> So heisst es im Etymologicum Magnum, dass sich das griechische Imperfektum vom Präsens durch das verlängernde Augment unterscheide, weil es auch in der Bedeutung eine längere Zeitausdehnung ausdrückt als das Präsens, und nach einer ziemlich späten grammatischen Schrift des sogenannten Apuleius minor sollte das Wort *saeculum*, obwohl es nach der Meinung des Verfassers entweder von *sequor* oder von *senex* (!) kommt und darum eigentlich *ē* haben sollte, doch mit *ae* geschrieben werden, weil es etwas bezeichnet, das sehr lang ist (*quia rem*

<sup>1)</sup> Siehe STEINTHAL, ang. Werk, S. 342.

<sup>2)</sup> STEINTHAL, a. a. O.

productissimam designabat).<sup>1)</sup> Umgekehrt lässt es sich damit vergleichen, wenn Seneca (Quaest. natur. II, 56, 2), vom Worte *fulgere* 'blitzen' spricht und sagt, dass die Alten *fulgere* mit kurzem Vokal in der vorletzten Silbe (des Infinitivs) gesprochen haben „ad significandam hanc e nubibus subitae lucis eruptionem“.

Eine Folge des vollständigen Mangels an etymologischer Methode und der durchgreifenden Unklarheit über die allgemeinen Grundsätze der Ableitung und des historischen Verhältnisses zwischen zusammengehörigen Wörtern ist die ausserordentlich häufige Erklärung eines Wortes als eine Art Zusammensetzung aus zwei oder mehr Wörtern;<sup>2)</sup> so erklärt z. B. Varro (V, 101) unter Hinweis auf den Grammatiker Aelius Stilo *vulpes* (*vulpes*) 'Fuchs' als „quod volat pedibus“ (= „*volipes*“, Quintilian I, 6, 33) oder (V, 129) *ornatus* 'geschmückt' als „ab ore natus“, weil es meist auf das Gesicht ankomme, was eine Frau kleidet, oder wir finden bei späteren Grammatikern Erklärungen wie *monumentum*, „quod moneat mentem“. Vielfältige Beispiele dafür kommen das ganze Altertum hindurch schon von Plato an vor.

Die schlimmste der etymologischen Figuren ist doch vielleicht die Erklärung κατ' ἀντίφρασιν, was auf Lateinisch *contradictio* oder *progressio in contrarium* genannt wird. Dahin gehören so bekannte etymologische Karikaturen<sup>3)</sup> wie *lucus*, quod minime luceat;<sup>4)</sup> *ludus* (in der Bedeutung Schule; ur-

---

<sup>1)</sup> Das Wort *saeculum*, dessen ursprüngliche Bedeutung ein Menschenalter ist, ist wohl von der Wurzel abgeleitet, die in *sero* (\**si-s-o*) 'säen', *satum*, *semen* steckt. Die Schreibweise dieses Wortes schwankt ein wenig zwischen *ae* und *e*; doch ist die Schreibung mit *ae* das ganze Altertum hindurch das durchaus Überwiegende.

<sup>2)</sup> Vgl. WÖLFFLIN, ang. Werk, S. 423, 436 ff.

<sup>3)</sup> Die ersten drei Beispiele schon bei Quintilian I, 6, 34 („*lucus*, quia umbra opacus parum luceat“); vgl. Charisius bei KEIL, Gramm. Lat. I, S. 276, Donat, ebd. IV, S. 402, Augustinus, a. a. O., u. a. m. Siehe auch STEINTHAL, ang. Werk, S. 343 ff., WÖLFFLIN, a. a. O., S. 434 ff.

<sup>4)</sup> *Lucus*, älter lat. *loucos* 'Hain' muss ursprünglich gerade 'Lichtung', eine Stelle mit niederem oder dünnem Baumwuchs oder ohne Bäume, bedeutet haben; vgl. sanskr. *lōka-s* 'freier Raum; Stelle; Welt', litauisch *laukas* 'das Freie (Gegensatz das Haus), Feld', althochdeutsch *lōh* (alt-nord. *ló* in Ortsnamen wie Oslo?) 'Buschwerk, Hain'.

sprödiges Spiel, Übungen), quia sit longissime a lusu; *Ditis* (Gott der Unterwelt), quia minime dives; *bellum*, quod res bella non sit;<sup>1)</sup> *foedus*, quod res foeda non sit;<sup>2)</sup> *Parcae*, quia nulli pareunt (Donat); *caelum*, quod est caelatum (künstlich ausgehämmert, geschmückt) aut, contrario nomine, celatum (verborgen!), quod apertum est (Varro V, 18 nach Aelius Stilo).

So leitet Varro (V, 117) *vallum* 'Verschanzung' davon ab, dass sie niemand kretschend überschreiten kann (quod ea *varicare* nemo posset), aber er fügt noch eine andere Alternative hinzu, nämlich dass die einzelnen Palisaden an der Spitze behauen sind, so dass sie ein V bilden (quod singula ibi extrema bacilla fureillata habent figuram litterae V). Hier haben wir ein mit der Onomatopöie verwandtes Prinzip, aber mit dem Unterschied, dass es nicht einmal die Laute sind, von denen man ausgeht, sondern die Form des lateinischen Anfangsbuchstaben. Nach demselben Prinzip erklärt der früher genannte Apuleius das Wort *hostis* (das ursprünglich nicht einmal 'Feind' bedeutet, sondern 'Gast, Fremder') in der Weise, dass der Buchstabe H „quasi biceps gladius inter duas hostiles partes“ sei. Hier sind wir nach und nach zum Wildesten des Wilden gekommen.<sup>3)</sup>

Es wäre müssig, länger bei diesen Phantastereien zu verweilen. Die angeführten Beispiele dürften mehr als hinreichend sein, um zu zeigen, welcher Abgrund das Etymologisieren des Altertums von der Sprachwissenschaft unserer Zeit trennt. Hätten die Alten etwas von anderen Sprachen gewusst, so

---

<sup>1)</sup> *Bellum* 'Krieg', früher *duellum* (eine Form, die später wieder aufgenommen wird: Duell), vom Zahlwort *duo*; vgl. unser Zwist, Zwietracht u. ä.; *bellus* 'schön' von *bonus*, *bene*, wo übrigens *b* auch an die Stelle eines älteren *du* (altlat. *duenos*, *duonos*) getreten ist, aber die Wurzel ist eine ganz andere.

<sup>2)</sup> Varro, V, 86, stellt richtig *foedus* 'Bündnis' zusammen mit *fides* (*fido*, älter *feido*; dasselbe Ablautsverhältnis wie griech. *πειθω*, *πέποιθα*).

<sup>3)</sup> Ich kann mir das Vergnügen nicht versagen, hinzuzufügen, dass noch im 19. Jahrhundert ein ungarischer Sprachphilosoph im Ernst einen Beweis für die Ursprünglichkeit der ungarischen Sprache darin finden wollte, dass z. B. das Wort für 'Schere', *olló*, wenn es geschrieben wird, genau das Bild einer Schere (ollo) zeigt, oder dass *kút* 'Brunnen' (K U) auf dieselbe Weise einen Mann (K) darstellt, der mit Hilfe des Brunnenschwengels (T) Wasser aus dem Brunnen (U) schöpft.



wäre man wohl doch nicht in so verzweifelte Extreme verfallen. Was man verglich, war aber höchstens Griechisch und Latein, und dies nur vom Standpunkt des Lateinischen, nicht vom umgekehrten. Man konnte natürlich nicht umhin, die grosse Übereinstimmung zu bemerken, die im ganzen zwischen diesen beiden Sprachen besteht. Da pflegte man nun das Lateinische für eine verderbte Abart des Griechischen, besonders des äolischen Dialekts zu halten (so z. B. Varro an mehreren Stellen), und dies wurde dann mit den bekannten unkritischen Sagen von einer Einwanderung in Latium nach dem trojanischen Krieg kombiniert. Ausnahmsweise einmal konnte man wohl auch zur Erklärung des einen oder anderen Wortes oder Namens auf eine andere Sprache Rücksicht nehmen, z. B. für das Griechische auf das Phrygische,<sup>1)</sup> für das Lateinische auf andere von den alten Dialekten oder Sprachen in Italien wie Sabinisch (öfter bei Varro), Oskisch<sup>2)</sup> oder Etruskisch,<sup>3)</sup> soweit man überhaupt etwas von diesen Sprachen wusste, und im Kratylos finden wir z. B. Bemerkungen darüber, dass die Barbaren älter sind als die Griechen und dass diese zweifellos viele Wörter aus der Sprache der Barbaren entlehnt haben (p. 409 E, 425 E).<sup>4)</sup> Aber all dies ist so vereinzelt, dass es ohne irgendwelche Bedeutung für eine wirklich historische Spracherkenntnis blieb. Ausserhalb ihrer eigenen Grenzen sahen die Kulturvölker des Altertums überhaupt nur Barbaren, deren Sprache irgend ein Interesse zu widmen, ihnen nach ihrer ganzen Geistesart nicht einfallen konnte, geschweige ein wissenschaftliches Studium.

Dürfen wir annehmen, dass ein gewisser Grad von Bekanntheit und Berücksichtigung anderer Sprachen als der Muttersprache von Bedeutung für deren grammatische Behandlung im Altertum gewesen wäre, so muss die Wissenschaft jedoch auch noch von einem anderen Gesichtspunkt aus diese Ein-

---

<sup>1)</sup> Z. B. Kratylos, p. 410 A (πῦρ, ὕδωρ, κῑνες).

<sup>2)</sup> Z. B. Varro VII, 28 (*casus*), 29 (*casnar*); Festus, p. 206 Müll. (*petoritur*, osk. *petora* 4).

<sup>3)</sup> Z. B. Varro V, 55; Festus (Pauli exc.), p. 88 Müll. (*falae* „a *falando*, quod apud Etruscos significat caelum“).

<sup>4)</sup> Über Platos Beurteilung fremder Nationen vgl. LUTOSLAWSKI, *Origin and Growth of Plato's Logic*, S. 231 ff.

seitigkeit des Altertums ganz besonders bedauern. Wieviel wertlose Arbeit, die auf etymologische Spekulationen oder anderes verwendet wurde, hätten wir nicht dem Altertum geschenkt, wenn es uns statt dessen einige ordentliche und verlässliche Mitteilungen z. B. über die Sprache der Skythen hinterlassen hätte, oder über das Phrygische, Thrakische oder Getische — für dessen Aneignung Ovid Zeit und Gelegenheit so vorzüglich gehabt hätte —, über das Etruskische, das man wenigstens zur Zeit der Republik in Rom wohl noch überall gehört haben wird, über das Gallische, Iberische, Ligurische oder irgendeine beliebige andere der mannigfaltigen verwandten oder unverwandten Sprachen, mit denen man damals in Berührung kam! Welche Bedeutung hätte das nicht für das Verständnis der Geschichte der Menschheit gehabt! Nun sind diese Sprachen längst verstummt und die meisten haben die Lösung der Rätsel, die sich an sie knüpften, für ewig mit ins Grab genommen. Was man gelegentlich an zerstreuten Vokabeln oder anderen Andeutungen über solche Sprachen bei Griechen und Römern findet, hat man in neuerer Zeit sorgfältig gesammelt, aber was darauf aufgebaut werden kann, bedeutet wenig oder gar nichts. Nur bei den Sprachen, die selbst geschriebene Denkmäler hinterlassen haben — und dies oft in sehr sparsamer Weise, wenn wir von den grossen Kulturvölkern des Orients absehen — wie z. B. das Oskische, Umbrische, Etruskische, Lykische, Phrygische und einzelne andere, muss es die Sprachwissenschaft der Neuzeit versuchen, sich mühsam zu ein wenig Licht durchzuarbeiten, in dem Bewusstsein, wie zerstreut und unvollkommen bei den Mitteln, die ihr zu Gebote stehen, diese Kenntnisse dennoch immer bleiben werden.

Was den ersten Anstoss dazu gab, dass die Schranke zwischen den Kulturvölkern und den „Barbaren“ fiel, war das Christentum. Es wandte sich in gleicher Weise an alle Völker, indem es alle Menschen als Brüder betrachtete, und dies musste es in der eigenen Sprache der Völker tun. Gerade unter den vorher Zurückgesetzten fand es zum grossen Teil seine Anhänger. Dies hatte zur Folge, dass diese Sprachen nach und nach aus der verborgenen und zurückgedrängten Stellung, in der sie bisher gelebt hatten, hervorgezogen wurden, und dass man auch begann, sie in der Schrift zu

benutzen, namentlich für Übersetzungen oder Erklärungen der Bibel oder von Teilen aus ihr. Dies gilt schon im dritten bis fünften Jahrhundert für das Koptische (die jüngere Fortsetzung des Altägyptischen), Gotische, Armenische, dann das Keltische (Irische), Altenglische, Althochdeutsche, Slavische (neuntes Jahrhundert) und andere Sprachen, von denen einige allmählich zu Trägern neuer grosser Literaturen wurden. Dadurch ist die Kenntnis von diesen Sprachen oder Sprachstufen bewahrt worden und dieses durch das Christentum erweckte Interesse für die Volkssprachen ist somit der Wissenschaft einer späteren Zeit in grösstem Masse zugute gekommen.

Auf die Sprachwissenschaft der Zeit hatte dies jedoch zunächst keinen Einfluss. Im ganzen Mittelalter war Latein die einzige Sprache, die man studierte; selbst das Griechische wurde in ganz Westeuropa vollständig vergessen. Und auch im Lateinischen kam man nicht nur über die Grammatik des späteren Altertums nicht hinaus, sondern, was dieses Zeitalter selbst hervorbrachte, beschränkte sich — mit einigem Unterschied zwischen der älteren Zeit und der jüngeren vom zwölften Jahrhundert an, wo die Scholastik auch der Grammatik ihren Stempel aufprägt — auf Kompilationen und Auszüge aus den älteren Grammatikern, namentlich aus Donat (dessen Name fast zu einem Gattungsnamen wurde) und Priscian.<sup>1)</sup> Die äusserst wenigen grammatischen Arbeiten, die man aus der letzten Hälfte des Mittelalters in den Volkssprachen hat, haben teils nur den Zweck, die Aneignung des Lateins zu erleichtern, teils gehen sie jedenfalls ganz im Gängelband des Lateins und der lateinischen Grammatiker. Als einige der bemerkenswertesten unter ihnen müssen die kleinen isländischen grammatischen Abhandlungen (aus dem 12.—14. Jahrhundert) hervorgehoben werden, die Snorris Edda angefügt sind und namentlich höchst inter-

---

<sup>1)</sup> C. THUROT, *Notices et extraits de divers manuscrits latin pour servir à l'histoire des doctrines grammaticales du Moyen-âge* (*Notices et extraits des manuscrits de la Bibliothèque impériale usw.*, T. XXII, P. 2). J. J. BAEBLER, *Beiträge zu einer Geschichte der lat. Grammatik im Mittelalter*, Halle 1885. [J. LILJEBLAD, *Bidrag till kännedom om den medeltida grammatikundervisningen med särskild hänsyn till svenska förhållanden* (in *Eranos, acta philologica suecana*, IV, p. 33—76, 1900—1902).]

essante phonetische Beobachtungen enthalten;<sup>1)</sup> auch zwei provenzalische Grammatiken aus dem 13. Jahrhundert<sup>2)</sup> und eine kymrische Grammatik aus derselben Zeit können genannt werden. Wie die Grammatik im Mittelalter bei den Arabern in verschiedenen Schulen blühte, teilweise unter Einfluss des Aristoteles, liegt von unserem Wege so sehr ab, dass wir hier darauf nicht eingehen können.<sup>3)</sup>

Nach der Wiedergeburt der Wissenschaften, die den Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit bezeichnet, bleibt der Mittelpunkt aller Studien noch immer das Latein, an das sich aber nun auch das Griechische anschliesst. Die Ausgabe und Erklärung der alten Literaturwerke gibt jedoch für lange Zeit genügend Arbeit; was in Grammatik und Lexikographie als Frucht dieser Studien zutage tritt bei Männern wie JULIUS CAESAR SCALIGER (1484—1558), ROBERT STEPHANUS (Estienne, 1503—1559), dessen Sohn HENR. STEPHANUS (1528—1598) u. a., trägt entweder noch zu sehr den Stempel der scholastischen Philosophie oder ist im wesentlichen dazu bestimmt, als Hilfsmittel bei der Erlernung der klassischen Sprachen zu dienen; in der eigentlichen Sprachwissenschaft bringt die klassische Philologie nicht unmittelbar etwas Neues von bleibendem Wert hervor, und im 17.—18. Jahrhundert kommt es da geradezu zu einem Rückschritt. Was namentlich die auf ihrem Gebiet sonst hervorragenden holländischen Philologen dieser Zeit an Spracherklärung bieten, steht ganz auf derselben Stufe wie das Schlechteste aus dem Altertum und hatte nur die Wirkung, dass es die Etymologie nach und nach vollständig in Verruf brachte.<sup>4)</sup>

---

<sup>1)</sup> Islands grammatiske litteratur i middelalderen, Kjøbenhavn 1884—86 (I. Den første og anden gramm. afhandling i Snorres Edda, udg. af V. DAHLERUP OG FINNUR JÓNSSON. II. Den tredje og fjerde gramm. afhandling . . ., udg. af BJÖRN M. ÓLSEN; dieser gibt in der Einleitung auch eine Übersicht über die Grammatik des Mittelalters).

<sup>2)</sup> F. GUESSARD, Grammaires provençales de Hugues Faidit et de Raymond Vidal, 2<sup>e</sup> éd., Paris 1858.

<sup>3)</sup> Vgl. E. RENAN, Histoire générale des langues sémitiques, 4<sup>e</sup> éd., 1863, S. 375 ff. FR. BUHL, Sproglige og historiske Bidrag til den arabiske Grammatik, 1878, Einleitung; R. BESTHORN, Aristoteles og de arabiske grammatikere, i Festskrift til V. Thomsen, 1894, S. 166 ff.

<sup>4)</sup> Vgl. die Einleitung in CURTIUS, Grundzüge d. griech. Etymologie.



Aber dass mit der Renaissance tatsächlich neues Leben in den Wissenschaften erwacht war, zeigt sich dennoch bald auf anderen Gebieten der Sprachwissenschaft durch den viel weiteren und freieren Ausblick, der da zutage tritt. Nebst der Beschäftigung mit den klassischen Sprachen warf man sich schon frühzeitig mit grossem Interesse auf die orientalischen, d. h. hauptsächlich auf die semitischen Sprachen (Hebräisch, Arabisch, Syrisch usw.), über deren gegenseitiges Verhältnis man sich rasch im klaren war.<sup>1)</sup> Aber auch viele andere, und da in erster Linie die verschiedenen lebenden Sprachen, begann man nun, nach und nach in die Forschungen einzu beziehen. Es verdient erwähnt zu werden, dass wir bei dem genialen und merkwürdig vielseitigen Philologen JOSEPH JUSTUS SCALIGER (1540—1609, dem Sohne des Jul. Caes. S.) sogar den ersten Versuch einer Gruppierung aller europäischen Sprachen finden, der bei all seiner Kürze ausnehmend klar und vollständig ist.<sup>2)</sup> Er führt sie auf elf Stammsprachen, „matrices“, mit vielen Dialekten oder „propagines“ zurück. Von solchen „matrices“ gibt es vier grössere, welche er nach ihren Namen für „Gott“ bezeichnet, und sieben kleinere.<sup>3)</sup>

1) TH. NÖLDEKE, Die semitischen Sprachen<sup>2</sup>, Leipzig 1899, S. 2.

2) *Diatriba de Evropæorum lingvis* (geschrieben 1599), in Jos. Just. Scaligeri *Opuscula varia antehac non edita*, Parisiis 1610, S. 119 ff.

3) Er sagt z. B.: „Eadem verba faciunt vnam linguam videri: sed eorundem verborum traiectione, immutatio, inflexio, aliam atque aliam propaginem facit. Nam Italicam, Hispanicam, & Gallicam, Latinam vocamus propter vnum verbum Latinum, quanquam varie immutatum in illis tribus: exempli gratia GENER Latinum, Italis est GENERO, Hispanis YERNO, Gallis GENDRE. Latina sunt, si originem spectes, sine distinctionem, vna quæque natio harum trium illud vindicat sibi. Itaque possumus deligere vnum verbum Matricis, quod commune sit propaginibus, sine Dialectis, à quo nomen ipsa Matrix habere possit. Suntu igitur quatuor hæc verba, DEUS, ΘΕΟΣ, GODT, BOGE, notæ quatuor maiorum Matricum, Latinæ, Græcæ, Teutonicæ, Sclauonicæ.“ — Über die „GODT-Sprachen“ sagt er weiter: „Matricis GODT propagines siue idiomatica præcipua sunt tria Teutonismus, Saxonismus, & Danismus. Rursus Teutonismi idiomatica duo, superior Teutonismus, quæ est lingua Wasser; inferior Teutonismus siue lingua Water: Reliqua duo idiomatica & ipsa quidem sunt linguæ Water... Danismi tria discrimina sunt, lingua scilicet Danorum Limitaneorum, quos Denemarkos vocant; Danorum Australium: qui Suedan, Suedi & Sueones ab Austro dicti [er muss also wohl ‚Suedan‘ als Ableitung von Süd ansehen]: denique Danorum Septentrionalium. Qui Nordan, Normanni, &

Bemerkenswerte Ansätze zu einer neuen, mehr empirischen Methode in der Sprachwissenschaft finden wir bei dem namentlich als Philosoph bekannten PETRUS RAMUS (PIERRE DE LA RAMMÉE, geb. 1515, getötet in der Bartholomäusnacht 1572).<sup>1)</sup> Den Kampf, den er in der Philosophie gegen die aristotelische Logik und die Scholastik führte, übertrug er auch auf die Behandlung der Grammatik, und z. B. die französische Grammatik, die er 1562 unter dem lakonischen Titel *Gramèrre* herausgab, und neuerdings, sehr vermehrt, im Jahre 1572, enthält neben Eigenheiten und Einseitigkeiten auch verschiedene feine Beobachtungen, besonders in der Lautlehre und für die Einteilungen der Formenlehre. Unter den Philologen seiner Schule muss hier insbesondere der Däne JACOB MADSEN AARHUS (JACOBUS MATTHIAE) erwähnt werden (geb. 1538, seit 1574 Professor an der Universität Kopenhagen, gestorben 1586),<sup>2)</sup> der von Sievers<sup>3)</sup> durch den Titel „der älteste Phonetiker der Neuzeit“ geehrt wurde. Was diesen Titel rechtfertigen soll, ist seine eigenartige kleine Schrift *De literis libri duo*, die gerade in seinem Todesjahr, 1586, in Basel erschienen ist — eigenartig einerseits wegen der systematischen Bestimmungen der Sprachlaute und ihrer Bildungsweise, die er darin vornimmt, anderseits wegen der Aufschlüsse über dänische Dialektologie, welche die Schrift gewährt, denn die vielen dänischen Beispiele, die angeführt werden und offenbar des Verfassers eigene Aussprache wiedergeben, sind unverfälscht jütisch (z. B. *ah* ego, *smej* faber, *svort* niger, *lev* vivere).<sup>4)</sup>

Noruegi vocantur; a quorum Idiomate propagatum est Islandicum hodiernum, quod ita intelligitur à Noruegis, vt Hollandica lingua à Germanis, Italica à Gallis.“ — Die sieben kleineren „matrices“ sind Albanesisch („epirotica“), Tatarisch, Ungarisch, Finnisch mit Lappisch, Irisch, Cymrisch („britannica“) mit Bretonisch, Baskisch. — Wenn er alle diese elf „matrices“ als „nullo inter se cognationis vinculo coniunctæ“ bezeichnet, geht er natürlich zu weit.

<sup>1)</sup> Vgl. H. HÖFFDING, Den nyere Filosofis Histoire, 1894, I, S. 163 ff.

<sup>2)</sup> Vgl. H. F. RÖRDAM, Kjøbenhavns Universitets Historie fra 1537 til 1621, II, 1869—72, S. 215 ff., 297—301, 608 ff. BRICKA, Biografisk Lexikon, I, S. 24 ff.

<sup>3)</sup> Grundzüge der Phonetik<sup>4</sup>, 1893, S. 149, 387.

<sup>4)</sup> Vgl. über dieses Werk TECHMER, Internat. Zeitschr. für allgem. Sprachwiss., V, S. 84 ff., wo der wichtigste Teil desselben neu abgedruckt ist; O. JESPERSEN, Fonetik, 1897—99, S. 17 f., wo jedoch ein etwas älterer englischer Phonetiker, JOHN HART (1569), ans Licht gebracht wird.

Hier wäre nicht der richtige Ort, auf all das einzugehen, was das 16.—18. Jahrhundert über die einzelnen Sprachen, sowohl europäische als nichteuropäische, hervorgebracht hat.<sup>1)</sup> Es soll nur erwähnt werden, dass auch die historische Behandlung mancher von ihnen, auf richtigere und breitere Wege zu kommen, beginnt, jedenfalls was die Etymologie betrifft, wie tastend und unsicher sie auch in methodischer Hinsicht noch ist. So können auf dem Gebiete der romanischen Sprachen erwähnt werden G. MÉNAGES *Dictionnaire étymologique de la langue française* (Paris 1650, neu aufgelegt 1694 und 1750) und *Origini della lingua italiana* (Paris 1669 und neu aufgelegt Genf 1685) sowie FERRARIS *Origines linguae italicae* (Patavii 1676), Werke, die noch bis auf unsere Zeit Bedeutung gehabt haben; ferner auf nordischem Gebiet die bescheidene, aber von viel Gelehrsamkeit und Interesse zeugende kleine Arbeit von PEDER SYV: *Nogle Betenkninger om det Cimbriske Sprog* (1663, wobei „Cimbrisch“ teils in der Bedeutung Nordisch, teils in dem weiteren Sinne Gotisch-Germanisch gebraucht wird) oder aus dem 18. Jahrhundert das *Glossarium Suio-Gothicum* (1769) des hervorragenden schwedischen Sprachforschers J. IHRE, ein Versuch eines grossen schwedischen etymologischen Wörterbuches.

Für so begrenzte Gebiete waren etymologische Ergebnisse trotz des Mangels der Zeit an Methode doch bis zu einem gewissen Grad möglich. Aber schlimmer war es, wenn man weiter zurückgehen wollte. Wie die klassischen Philologen nach und nach alles Etymologisieren in Verruf brachten durch ihre ganz willkürliche Behandlung dieses Gegenstandes auf dem Gebiete des Griechischen und Lateinischen — wobei das Lateinische, wie im Altertum, als eine Art verderbtes Griechisch betrachtet wurde — ist schon im vorhergehenden erwähnt worden. Aber der Gipfelpunkt in dieser Hinsicht wurde doch erst erreicht, als man nach der Reformationszeit zugleich religiöse Rücksichten und Vorurteile einmischte, gestützt auf die beschränkte Intoleranz der Zeit. Nach der Autorität der Bibel geht man davon aus, dass nicht nur alle Sprachen von

<sup>1)</sup> Für das Dänische hat man in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts die wichtigen und verdienstvollen Grammatiken von ERIK PONTOPPIDAN, PEDER SYV und HENRIK GERNER und in der Mitte des 18. Jahrhunderts die noch immer unübertroffenen Arbeiten HÖJSGAARDS.

einer abstammten, sondern dass diese ursprüngliche Sprache das Hebräische sei. Selbst dieser Gedanke geht viel weiter zurück und kann schon bei den alten Kirchenvätern gefunden werden, aber damals noch in ganz naiver Form, und dies um so mehr, als die meisten kaum etwas vom Hebräischen wussten. Nun aber stellt sich die Sache ganz anders, da alle bedeutenderen Philologen des 16. und 17. Jahrhunderts zugleich tüchtige Orientalisten und Theologen waren. Die hebräische Theorie wurde nun geradezu in ein System gebracht und, wie Rask einmal<sup>1)</sup> über diese ganze Bewegung sagt, „man darf sich nicht darüber wundern, dass dies so gut gelang, da man von vornherein so überzeugt davon war“.

Es gibt eine Menge Schriften namentlich aus dem 17., zum Teil noch aus dem 18. Jahrhundert, die auf dieser Anschauung fussen oder unmittelbar darauf ausgehen, ihre Richtigkeit zu beweisen. Natürlich beruht das Ganze nur auf den wildesten und willkürlichsten Wortzusammenstellungen, in die man durch allerlei verzweifelte Künste eine Methode zu bringen sucht. Eine der ausführlichsten und zugleich am meisten charakteristischen Arbeiten dieser Richtung ist ÉTIENNE GUICHARDS *L'harmonie étymologique des langues* (gedruckt in Paris 1606).<sup>2)</sup> Es heisst in der Vorrede: „*Quand à la deriuaison des mots*

<sup>1)</sup> Om det gamle Nord. Sprogs Oprindelse, S. 73.

<sup>2)</sup> Der ursprüngliche vollständige Titel des Buches scheint zu sein „*L'harmonie étymologique des langues Hebraïque, Chaldaïque, Syriaque, Grecque, Latine, François, Italienne, Espagnole, Allemande, Flamende, Angloise, &c.*“ Aber es wurde mehrmals mit einem neuen Titelblatt (und einer Vorrede) versehen. Das Exemplar, das ich selbst besitze, trägt den Titel: „*L'harmonie étymologique des Langves. En laquelle par plusieurs Antiquitez & Etymologies de toute sorte, se demonstre euidentement que toutes les langues sont descendues de l'Hebraïque. Par Me ESTIENNE GVICHARD. A Paris, Chez Guillaume le Noir, ruë S. Jaques. M. DCX.*“ Dagegen findet sich der zuerst genannte Titel als „Kopf“ auf S. 1 und ebenso im „*Extrait du priuilege du Roy*“, dat. „le 16 Jour de Juin 1605“, auf der letzten Seite. Auf der vorletzten Seite steht „A Paris, De l'Imprimerie de Denis du Val acheué ce 4. Mars 1606“. Das Exemplar der königlichen Bibliothek in Kopenhagen, wo der Titel wieder ein wenig anders ist, bezeichnet sich als „*Seconde edition reuene & corrigee*“ mit der Jahreszahl 1619, aber es ist nur eine neue Titelausgabe. Vgl. WIMMER in Aarb. for. nord. Oldk. og Hist. 1868, S. 258 und BRUNET, Manuel du libraire, II, 1851, S. 1807.



*par addition, subtraction, transposition, & inuersion des lettres: Il est certain que sela se peut & doit ainsi faire, si on veut trouuer les etymologies. Ce qui n'est point difficile à croire, si nous considerons que les Hebreux escriuent de la droicte à la senestre, & les Grecs & autres, de la senestre à la droicte.*“ Dieses Prinzip ist auf das engste mit dem auf Seite 28 besprochenen verwandt und beruht gleich diesem auf einem solchen Mangel an irgendwelchem Verständnis für Sprachgeschichte und Sprachentwicklung, dass es uns schwer fällt, so etwas überhaupt für möglich zu halten, und doch wendet es der Verfasser mit der grössten Willkür an, wie es ihm eben bequem ist.

Einige aufs Geratewohl gewählte Beispiele werden die Vorgangsweise zeigen. Von dem Worte אָנָף ‘Flügel’ heisst es: „Or de ce mot אָנָף *agap, ala*, transposé en אָנָף *faga, facken* a esté formé en Alleman, en mesme signification, *ala*: ce que les Anglois ont corrompu, disans, du mesme mot renuersé אָנָף *faga, vvinge, vwiecke* en Flamen.“ Ferner mit eingeschobenem *l* deutsch *flügel*. Oder z. B. דָּבַר *dabar* ‘reden’: „Et ainsi retranschant la premiere radicale ד *d*, ou bien par transposition, de דָּבַר *varad, vvorde* a esté formé en Anglois, *vvort* en Alleman“; vielleicht auch lat. *fari* und *verbum*. דָּבַר *dabar* bedeutet auch ‘verderben’; aus der Umstellung *barad* wird lat. *perdo* und griech. *πέρρω* abgeleitet; aus einer anderen Umstellung *darab*, deutsch *derben* in der Zusammensetzung *verderben*, und ebenso aus דָּבַר *deber* ‘Tod’, mit vorangestelltem *s*, deutsch *sterben*. — Es ist klar, dass man auf diese Art alles und jedes beweisen kann.

Ist erst einmal der Weg eingeschlagen, dass eine einzelne bekannte Sprache als Ursprache angenommen wird, so kann es nicht wundernehmen, wenn man sieht, dass einer oder der andere seiner Phantasie noch freieren Spielraum gewährt und zu allen möglichen anderen Sprachen seine Zuflucht nimmt, um unter ihnen die zu finden, die man im Paradiese gesprochen haben soll, vom Chinesischen bis zum Baskischen oder Holländischen (Goropius Becanus in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts) oder Schwedischen — alles im Prinzip nicht weniger sinnlos als die hebräische Hypothese.

Unter den Männern, denen besonders das Verdienst gebührt, den Gelehrten die Augen für die Unmöglichkeit der hebräischen

Hypothese geöffnet zu haben, muss an erster Stelle das grosse Universalgenie G. W. LEIBNITZ (1646—1716) genannt werden. Zu den Wissenschaften, die Gegenstand seines allumfassenden Interesses und seiner unermüdlichen Tätigkeit waren, gehörte auch die Sprachwissenschaft, und wenn auch das, was er selbst auf diesem Gebiete geleistet hat, verhältnismässig nicht viel ist, so hat er sich doch auf verschiedene Weise nicht geringe Verdienste um die Entwicklung dieser Wissenschaft erworben. Sein Interesse widmete er namentlich einerseits etymologischen Untersuchungen,<sup>1)</sup> anderseits Untersuchungen über die Verwandtschaft und Klassifikation der Sprachen.<sup>2)</sup> Wie mangelhaft wir diese Arbeiten auch finden mögen, so ist es doch unstreitbar, dass sie unter den damaligen Umständen einen bedeutenden Fortschritt bezeichnen und dass sein klarer und umfassender Blick Vieles gesehen und geahnt hat, wodurch er entschieden seiner Zeit voraus war. Aber während diese Art von Untersuchungen von anderen nicht unmittelbar fortgesetzt wurde, erlangte Leibnitz mittelbar noch grössere Bedeutung dadurch, dass er mit Hilfe seiner zahlreichen Verbindungen, von Peter dem Grossen an bis zu den Missionären weit umher, Interesse für sprachliche Studien und namentlich für fortgesetzte Sammlung von neuem Material erweckte.

Hierin liegt vielleicht das, was dem 17. und besonders dem 18. Jahrhundert die grösste Bedeutung in der Geschichte unserer Wissenschaft gegeben hat, nämlich die Art, wie der Gesichtskreis mehr und mehr erweitert wurde, namentlich durch zwei Umstände, die grosse Lust zu reisen und den Eifer für die Verbreitung des Christentums. Für eine Menge von Sprachen anderer Weltteile, namentlich Asiens und Amerikas, kommen Grammatiken heraus, freilich noch immer nach dem

---

<sup>1)</sup> Leibnitii Collectanea etymologica illustrationi linguarum veteris Celticae, Germanicae, Gallicae aliarumque inservientia, cum praefatione J. G. Eccardi, Hannover 1717.

<sup>2)</sup> Z. B. Brevis designatio meditationum de Originibus Gentium, ductis potissimum ex indicio linguarum, in Miscellanea Berolinensia I, 1710, S. 1—16, herausgegeben von der hauptsächlich auf seine Initiative gestifteten Kgl. Wissensch. Societät (später Akademie) in Berlin, oder seine Nouveaux Essais, I. III, ch. II, in Leibnitii Opera philosophica omnia, ed. Erdmann, 1840, I, S. 299 ff.

Schema der lateinischen Grammatik, oder jedenfalls Wörtersammlungen, an die sich oft Übersetzungen grösserer oder kleinerer Stücke der Bibel anschliessen. All dieses neue Material sucht man nun zum Nutzen der allgemeinen Sprachwissenschaft heranzuziehen, und der Schlussstein der ganzen älteren Periode in der Geschichte unserer Wissenschaft wird durch die grossen Polyglottsammlungen bezeichnet, die am Ende des 18. und am Anfang des 19. Jahrhunderts herauskamen und die eine zusammenfassende Bearbeitung und Ergänzung des ganzen Materials bezwecken.

Die erste von ihnen verdankt man der russischen Kaiserin KATARINA II., die sich schon als Grossfürstin für das Zustandekommen eines Universalglossars interessiert hatte. Sie stellte selbst Listen von Wörtern auf, die in alle möglichen Sprachen übersetzt werden sollten, und sandte sie nicht nur in Russland umher, sondern auch an russische Gesandte und an Gelehrte in anderen Ländern, um sie in so viel Sprachen wie möglich übersetzen zu lassen. An der Bearbeitung des so eingelaufenen und des schon früher vorliegenden Materials nahm sie selbst teil, aber die endgültige Veröffentlichung wurde dem bekannten Reisenden und Naturforscher P. S. PALLAS (1741—1811) übertragen, der sie mit grosser Hast durchführen musste, so dass nicht einmal alles Material benutzt werden konnte. So erschien 1786—87 der erste Abschnitt des grossen Werkes unter dem Titel: *Linguarum totius orbis vocabularia comparativa, Augustissimae, cura collecta*. Er enthält Wortlisten für 200 Sprachen und Dialekte von Asien (149) und Europa (51). Die übereilte Ausführung machte jedoch eine neue Bearbeitung wünschenswert, und schon 1791 erschien diese in vier Bänden, 272 Sprachen umfassend, darunter auch einige von Afrika und Amerika. Trotz aller Schwächen, die in die Augen springen — schon weil man überhaupt nur Wortlisten erhält, für die ausserdem etliche Wörter wenig glücklich ausgewählt sind, dann aber auch wegen des Mangels an Kritik sowie vieler Fehler und Ungenauigkeiten in der Lautbezeichnung —, ist dies doch eine für ihre Zeit beachtenswerte Arbeit, die jetzt freilich ganz veraltet ist, aber bei ihrem Erscheinen bedeutendes Aufsehen machte und gewaltig dazu beitrug, noch mehr Interesse für Sprachstudien zu erwecken.

Die zweite grosse Arbeit dieser Art verdanken wir dem spanischen Jesuiten LORENZO HERVÁS Y PANDURO (geb. 1735, gest. 1809 in Italien, wo er sich seit 1767 aufhielt). Er veröffentlichte in der italienischen Stadt Cesena, wo er eine Reihe von Jahren lebte, ein grosses, allumfassendes italienisch geschriebenes Werk in 21 Bänden, *Idea dell' Universo*. Der 17. Band enthält *Catalogo delle lingue conosciute e notizia della loro affinità e diversità* (1784). Hiervon gab er später eine erweiterte Umarbeitung auf Spanisch heraus: *Catálogo de las lenguas de las naciones conocidas y numeracion, division, y clases de estas segun la diversidad de sus idiomas y dialectos* (sechs Bände, Madrid 1800—1804). Er behandelt darin eine Menge Sprachen (ungefähr 300) aus Amerika, Asien und Europa. Neues hat er besonders über die amerikanischen Sprachen mitzuteilen, von denen er sich bei einem längeren Aufenthalt in Amerika als Missionär umfassende Kenntnisse erworben hatte, ja er soll Grammatiken für mehr als 40 amerikanische Sprachen geschrieben haben. Der Zweck von Hervás' grossem Werke ist es jedoch nicht so sehr, die einzelnen Sprachen zu schildern, als vielmehr mit Hilfe der Sprachen die Verwandtschaft oder Verschiedenheit der Völker nachzuweisen, und wenn er auch hierin nur in einzelnen Punkten weiter kommt, als man bisher gekommen war, so verdient es doch hervorgehoben zu werden, dass er einer der ersten ist, der auf die Bedeutung des grammatischen Baues bei der Sprachvergleichung aufmerksam macht gegenüber dem Wortschatz, an den allein man sich bisher gehalten hatte.

Die letzte und bekannteste dieser grossen Polyglottsammlungen, die u. a. auch die beiden vorhergehenden benutzen konnte, ist J. CHR. ADELUNGS *Mithridates oder allgemeine Sprachenkunde mit dem Vater Unser als Sprachprobe in beynahe fünfhundert Sprachen und Mundarten* (Berlin 1806—17 in vier Bänden, von denen der dritte in drei Abteilungen geteilt ist). Doch wurde nur der erste Band und ein Teil des zweiten von Adelung selbst ausgearbeitet, der 1806 starb (geb. 1732), während das Übrige von JOH. SEV. VATER (1771—1826) bearbeitet ist. Es ist ein an und für sich gross angelegtes und kühnes Unternehmen, doppelt kühn, wenn man bedenkt, in wie hohem Alter Adelung stand, als er damit begann, und



dass ein grosses Material da aufgespeichert ist; aber die Bearbeitung lässt, abgesehen davon, dass sie nicht sehr geistvoll ist, auch sonst sehr viel zu wünschen übrig. Man merkt überall recht deutlich, dass die Verfasser Stuben- oder Bibliotheksgelehrte sind, die selbst keine sehr umfassenden oder gründlichen Sprachkenntnisse besessen haben. Was da von jeder Sprache mitgeteilt wird, beschränkt sich mit wenigen Ausnahmen, z. B. einer ausführlichen Abhandlung über das Baskische von WILH. V. HUMBOLDT in den „Nachträgen“ des IV. Bandes, auf allgemeine Bemerkungen. Nur in einzelnen Fällen erfährt man etwas Genaueres über den Sprachbau oder eine kürzere oder längere Wörterliste, dagegen in der Regel ein bibliographisches Verzeichnis der grammatischen und lexikalischen Hilfsmittel, alles jedoch oft ziemlich fehlerhaft (z. B. wenn „*Pel. Siv.* [d. h. Peder Syv] *Betaenkninger om det Cimbriske Sprog*“ [siehe oben S. 35] II, S. 149 unter kymrischen Grammatiken angeführt wird). Daran schliessen sich eine oder mehrere Übersetzungen des Vaterunfers als Sprachprobe, für die fernerliegenden Sprachen zum Teil mit einer Interlinearübersetzung oder manchmal mit einem kleinen sprachlichen Kommentar. Die Wahl dieses Textes ist schon an und für sich so unglücklich wie nur möglich, wenn man ein Bild einer wirklich lebenden Sprache geben will; aber dazu kommt, dass alles, was die Herausgeber irgendwo finden konnten, ohne eine Spur von Kritik einfach abgedruckt wird; nur selten ist die Sprache einigermassen korrekt, oft dagegen auf das schrecklichste entstellt, sei es, dass dies den Herausgebern oder ihren Quellen zuzuschreiben ist.<sup>1)</sup> Oft sind auch die einzelnen Wörter im Text unrichtig abgeteilt oder in der wörtlichen Übersetzung vertauscht. Was sich an Vergleichen der verschiedenen Sprachen findet, ist im ganzen wenig und recht oberflächlich

---

<sup>1)</sup> So können in der einen der (II, S. 301) mitgeteilten Wiedergaben das Vaterunfers auf dänisch (vom Jahre 1599) „*sam i Himmelen*“ oder „*Gitt oss i Dag vort daglige Bred*“ natürlich bedauerliche Druckfehler sein; ebenso in der anderen (vom Jahre 1771) „*pa Jorden*“ oder „*vort daglige Brod*“. Aber was soll man z. B. zu einem Vaterunser auf „Norwegisch“ (a. a. O., S. 303f.) sagen, wo wir Dinge lesen wie „*Gehailiget worde dit Nafn*“, „*Din Wilia geskia*“, „*Giff os y Tag vort dagliga Brouta*, *Och forlaet os wort Skioldt, som wy forlata wora Skioldonar*“?

und besteht so gut wie ausschliesslich aus Zusammenstellungen einzelner Wörter. Dazu kommt endlich, dass die Anordnung der Sprachen im wesentlichen geographisch erfolgt nach den verschiedenen Erdteilen (I Asien, II Europa, III, 1 Afrika, III, 2 Südamerika, III, 3 Mittel- und Nordamerika, IV Zusätze und Berichtigungen); innerhalb dieser Rahmen wird jedoch wenigstens in den von Vater behandelten Partien eine Ordnung nach genealogischer Verwandtschaft angestrebt; aber dies ist, selbst nach den Voraussetzungen der Zeit, nicht immer besonders gut geglückt. So wird im zweiten Bande das Rumänische von den anderen romanischen Sprachen weit getrennt und als „Römisch-slavisch oder Walachisch“ allein aufgestellt, was jedoch im vierten Bande berichtigt wird. Ebenso wird das Ungarische von den übrigen finnisch-ugrischen Sprachen („Tschudischer Völkerstamm“) getrennt, obwohl dessen Verwandtschaft mit diesen zu der Zeit schon bewiesen war, und zusammen mit dem Albanesischen (einer indoeuropäischen Sprache) behandelt unter „Einige gemischte Sprachen im Süd-Osten von Europa“. <sup>1)</sup>

Dieses grosse Werk bildet gewissermassen den Schlussstein der älteren Sprachwissenschaft, ja es war fast veraltet in dem Zeitpunkt, da es abgeschlossen wurde; schon vorher hatte eine neue Ära in der Geschichte unserer Wissenschaft begonnen.

Es gibt jedoch eine Art von sprachlichen Untersuchungen, die hier nur noch berührt werden sollen und die namentlich im 18. Jahrhundert bei den englischen, französischen und deutschen Philosophen eine bedeutende Rolle gespielt haben. Es ist gewissermassen eine in neuer Form erfolgte Wiederaufnahme der Untersuchungen, die schon die griechischen Philosophen beschäftigt hatten, die Frage nach dem Verhältnis

---

<sup>1)</sup> Über die Behandlung der nordischen Sprachen vgl. RASK, Samlede Afhandlinger III, S. 445 ff. Der Unterschied zwischen den wissenschaftlichen Forderungen und der Methode der damaligen und der neueren Zeit wird scharf in die Augen fallen bei einer Vergleichung des „Mithridates“ mit dem nächsten grossen Werk dieser Art, FRIEDR. MÜLLERS *Grundriss der Sprachwissenschaft* (I—IV, 1, Wien 1878—88), wo übrigens die Behandlung der verschiedenen Sprachen von ziemlich verschiedenem Wert ist. Am allerschwächsten ist da vielleicht die Darstellung der „indogermanischen“ Sprachen.

der Sprache zu den Vorstellungen und nach dem Ursprung der Sprache, ob sie göttlich oder eine menschliche Erfindung sei, und wie man sich im ganzen das erste Zustandekommen des Sprachmaterials denken soll.<sup>1)</sup> Diese Untersuchungen haben zweifellos ihre Bedeutung in der Geschichte des menschlichen Denkens; aber ich glaube sagen zu dürfen, dass sie nur wenig mit der Sprachwissenschaft zu tun haben und diese weder direkt noch indirekt einen Finger breit vorwärts gebracht haben. Es sind subjektive Spekulationen, die missglücken mussten, schon darum, weil man keinen Begriff von sprachwissenschaftlicher Empirie, von Sprachgeschichte und vom Leben der Sprache überhaupt hatte. Übrigens gilt dasselbe für den allergrössten Teil dessen, was bis auf die neuere Zeit über diesen Gegenstand veröffentlicht wurde, und ebenso für das, was man am Ende des 18. und im ersten Teile des 19. Jahrhunderts „allgemeine Grammatik“ nannte.<sup>2)</sup> Diese Art Untersuchungen sind dabei nach und nach so sehr in Verruf gekommen, dass z. B. die französische *Société de linguistique de Paris* in ihren Statuten (von 1866) ausdrücklich den Ursprung der Sprache von den Gegenständen ausschliesst, deren Behandlung in der Gesellschaft erlaubt ist. Das heisst doch heutzutage vielleicht, etwas zu weit zu gehen.

Aber wir wenden uns nun wieder der eigentlichen Sprachwissenschaft zu, die wir in der Form verlassen haben, in der sie als vergleichende in Adelung-Vaters Mithridates auftrat.

Wollten wir mit einem Wort angeben, was den Unterschied zwischen der älteren und der neueren Sprachwissenschaft kennzeichnet, so ist es die Erkenntnis, dass das, was einen

---

<sup>1)</sup> Von bedeutenderen Arbeiten über diesen Gegenstand können unter vielen anderen erwähnt werden: J. G. HERDERS von der Berliner Akademie belohnte Preisschrift „Über den Ursprung der Sprache“ (1772) und HORNE TOOKE, *Επεα πτερόεντα* or the Diversions of Parley (I 1796, II 1805, neu aufgelegt 1829 und öfter). Vgl. über diese Literatur verschiedene Stellen in MAX MÜLLERS Lectures on the Science of Language und BENFÉY, Geschichte der Sprachwissenschaft, S. 283 ff. Auf dänisch ist die Frage im 18. Jahrhundert u. a. von EILSCHOV in seinen Philosophiske Breve (1748), 5. Brief, berührt worden.

<sup>2)</sup> Auf dänisch hat FR. LANGE eine „Almindelig Grammatik“ 1. Hefte (1840) geliefert. Vgl. hierüber MADVIG, Første Stykke af en Afhandling om Sprogets Væsen, Udvikling og Liv (1842), S. 11 ff.

zuverlässigen Führer durch die Mannigfaltigkeit der Sprachen zur Auffindung ihrer Verwandtschaft und zur Verfolgung ihrer historischen Entwicklung abgeben kann, nicht die Gleichheit einzelner Wörter ist — an die man sich bisher ausschliesslich gehalten hatte, die aber vielen Zufällen unterworfen sein kann —, sondern in allererster Linie einzig und allein eine methodische Behandlung des ganzen Sprachbaues, all des Grammatischen. Diese Erkenntnis hat am Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts sozusagen in der Luft gelegen und kommt von verschiedenen Seiten, die voneinander unabhängig sind, auf. Man merkt diese Erkenntnis, wie schon erwähnt, bei Hervas, und auf ihr beruht vollständig — wie dies auch im Titel ausgesprochen wird — eine wichtige Arbeit des ungarischen Sprachforschers SAM. GYÁRMATHI: *Affinitas linguae hungaricae cum linguis fennicae originis grammaticae demonstrata* (Göttingen 1799).<sup>1)</sup>

Derjenige, der demnach zwar nicht zuerst, aber mit grösster Genialität und im weitesten Umfang und gleichzeitig mit vollem Verständnis des darinliegenden Neuen diese Betrachtungsweise verfocht, war der Däne RASMUS KRISTIAN RASK (1787—1832). Wenn auch Rask auf der einen Seite eine gewisse Verknüpfung mit der Art der Sprachforschung zeigt, deren Zweck in Adelungs Mithridates seinen Ausdruck gefunden hat, so tritt er doch auf der anderen Seite durch seine ganze Methode und sein umfassendes und sicheres Wissen gerade in bestimmten Gegensatz zu ihr. Er bildet daher den Übergang zu einer neuen Ära in der ganzen Sprachwissenschaft und darf mit Recht zuerst unter denjenigen genannt werden, die diese einleiten.

---

<sup>1)</sup> BENFEY, Geschichte der Sprachwissenschaft, S. 268 Anm., zitiert auch eine Äusserung von CHR. J. KRAUS (in einer Rez. von Kaiserin Katarinas Vocab. compar. in der Allgem. Lit.-Zeit. 1787): „Aus individuellen Ähnlichkeiten, z. B. der grammatischen Formung, Stellung, Verbindung des Wortstoffes zweier Sprachen . . . auf eine weitere Übereinstimmung . . . zu schliessen, ist man aus gutem Grund befugt. Denn es haftet dem Menschen die grammatische Methode seiner Sprache sogar stärker, als der Stoff derselben an.“ . . . „Sonach kann eine kurze Vergleichung der charakteristischen Züge des Baues der Sprachen vortrefflich dazu dienen, dem eben so mühsamen und weitläufigen als misslichen und verführerischen Geschäfte der Wortvergleichung zum voraus sichere Wege vorzuzeichnen.“



Diejenige unter seinen Arbeiten, die er selbst als sein Hauptwerk betrachtete und in der die neue Richtung besonders hervortrat,<sup>1)</sup> war die eigenartige, von „Videnskabernes Selskab“ preisgekrönte Schrift *Undersøgelse om det gamle Nordiske eller Islandske Sprogs Oprindelse* [Untersuchung über den Ursprung der alten nordischen oder isländischen Sprache]. Diese war 1814 vollendet und wurde nachher nicht verändert, erschien aber erst im Jahre 1818, zwei Jahre, nachdem er seine grosse Reise schon angetreten hatte, indem der Druck von R. Nyerup und Finn Magnussen besorgt wurde. Von der zweiten Hälfte, S. 159—300, oder dem Abschnitt „Thrakisk“ (siehe unten) erschien im Jahre 1822 eine deutsche Übersetzung von J. S. VATER unter dem Titel *Über die thrakische Sprachklasse* (zusammen mit Vaters Vergleichungstafeln der Europäischen Stamm-Sprachen usw.). Die Übersetzung ist leider schlecht und nachlässig gemacht und auch ein wenig gekürzt; dies, sowie der Umstand, dass die erste Hälfte nicht übersetzt wurde, ist um so mehr zu beklagen, als fast alles, was man im Ausland von dieser Arbeit Rasks weiss, auf die Vatersche Übersetzung zurückgeht.

Im „ersten Hauptstück“, „von der Etymologie überhaupt“ — einem klar durchdachten und vorzüglich geschriebenen Abschnitt, dessen meiste Betrachtungen bis auf den heutigen Tag Wert haben —, verfielt er die Bedeutung der Etymologie gegenüber dem schlechten Ruf, in den sie nach und nach gekommen war, und er bestimmt mit grosser Klarheit ihr Wesen, ihr Ziel und ihre Methode nicht bloss als Worterklärung, sondern als wirkliche Spracherklärung, wie er es nennt, deren Ziel es ist, nicht nur die einzelnen Wörter, sondern auch ihre Beugung und die ganze Einrichtung der Sprache zu erklären (eine Art Sprachforschung, „die man“, sagt er auf S. 17, „soviel ich weiss, bisher ganz übersehen und vernachlässigt hat“). Was die Vergleichung der Sprachen betrifft, so hebt er stark hervor: die Erfahrung zeige, dass die lexikalische Übereinstimmung höchst unzuverlässig sei (S. 34),

---

<sup>1)</sup> Übrigens spürt man diese Erkenntnis des grammatischen Baues, „der Grundeinrichtungen“, als des Wesentlichen schon klar in seiner ersten grösseren Arbeit, *Vejledning til det Islandske eller gamle nordiske Sprog*, 1811, S. XVII ff.

während die grammatikalische Übereinstimmung ein weit zuverlässigeres Anzeichen für Verwandtschaft oder ursprüngliche Einheit darstelle, denn man werde finden, dass eine Sprache, die sich mit einer anderen vermische, äusserst selten oder nie Formveränderungen oder Beugungsformen von dieser annehme, sondern umgekehrt eher ihre eigenen verliere (S. 35). Er macht darauf aufmerksam, wie die Wörter ihre Bedeutung wechseln können, ferner auf die Unterscheidungsmerkmale zwischen echten und entlehnten Wörtern, auf die Notwendigkeit, bei der Vergleichung der Wörter zwar die Wurzel von den übrigen Teilen zu trennen, aber nicht „die Wurzel selbst aufzulösen oder anzutasten“, und endlich auf die Notwendigkeit, Regeln für die „Buchstabenübergänge“<sup>1)</sup> zwischen verwandten Sprachen herauszufinden.

Auf Grund dessen bestimmt er nun zuerst im „zweiten Hauptstück“ das Verhältnis des Isländischen zu den übrigen Sprachen der „gotischen Sprachklasse“ und geht dann dazu über, in dem grossen Hauptabschnitt, dem „dritten Hauptstück“, die Quelle der gotischen Sprachen, besonders des Isländischen, zu untersuchen. Um diese zu finden, vergleicht er nun das Isländische nach und nach mit einer Reihe verschiedener Sprachen, zunächst mit 1. dem Grönländischen, 2. dem Keltischen, 3. dem Vaskischen (Baskischen), 4. dem „Finnischen“ (Finnischen und Lappischen), zeigt aber, dass keine Verwandtschaft mit irgendeiner von diesen Sprachen vorliegt,<sup>2)</sup> höchstens

<sup>1)</sup> In der grammatischen Wissenschaft dieser Zeit und öfters noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts (z. B. Bopp, Grimm) unterscheidet man nicht zwischen „Buchstaben“ und „Lauten“. Wenn man immer von „Buchstaben“ spricht, entsprechend sowohl *γράμμα* als auch *στοιχείον* der Griechen (siehe oben S. 19f.), ist dies teils ein Überbleibsel von der lateinischen Grammatik, teils hängt es auch damit zusammen, dass man sich in ganz überwiegendem Masse mit geschriebenen Sprachen abgibt und nur in geringerem mit den lebenden gesprochenen selbst. Aber übrigens hat gerade Rask, selbst wenn er von „Buchstaben“ spricht, klarere Vorstellungen über die Laute und das Verhältnis zwischen diesen und den Buchstaben als z. B. die grossen deutschen Sprachforscher Bopp und Grimm (vgl. JESPERSEN, *Fonetik*, S. 27).

<sup>2)</sup> Bezüglich des Keltischen ist es nicht ganz deutlich ausgedrückt, ob er sich dennoch eine Urverwandtschaft mit den gotischen Sprachen denkt oder nicht, doch scheint er eher eine solche Verwandtschaft in Abrede zu stellen. Später ist er zu grösserer Klarheit gekommen, vgl. *Saml. Afh. I*,

einige Wortgleichheiten; jedenfalls könne keine von ihnen die gesuchte Quelle sein. Ausführlicher verweilt er darauf bei 5. dem Slavischen und 6. dem Lettischen (d. h. besonders dem Litauischen), dessen Stellung als eine selbständige Abteilung innerhalb unseres Stammes er hier zum erstenmal richtig bestimmt,<sup>1)</sup> und weist höchst bemerkenswerte Übereinstimmungen zwischen diesen Sprachen und den gotischen nach, die nur dadurch erklärt werden können, dass sie von einer gemeinsamen Wurzel ausgegangen sind.

Endlich enthält die ganze zweite Hälfte des Buches eine eingehende Vergleichung zwischen dem Isländischen und Gotischen einerseits und dem „Thrakischen“ oder den „thrakischen Sprachen“, wie er sie mit einem recht unglücklichen Namen nennt, d. h. dem Griechischen und Lateinischen, anderseits.<sup>2)</sup> Er untersucht hier eingehend den ganzen grammatischen Bau und eine Reihe von Proben aus dem Wortschatz, um die Übereinstimmung zwischen den genannten Sprachen zu erweisen, und teilt dabei neben vielen unrichtigen und oft höchst sonderbaren Bemerkungen auch zum erstenmal eine Menge wahrer und scharfsinniger Beobachtungen mit. Das Ergebnis, zu dem er so gelangt, ist, dass das Nordische und das Germanische nahestehende Seitenäste sind, die beide nebst dem Slavischen und Lettischen ihre Quelle in dem „alten Thrakischen“ haben, worunter er also nicht speziell die Sprache in Thrakien versteht, sondern die unbekannte und ausgestorbene Grundsprache oder Sprache der

S. 517f., wie er auch in einem Brief vom Januar 1819 (a. a. O. II, S. 268) die keltische Sprachklasse jedenfalls als ein Glied der „sarmatischen“ (= japhetischen, indoeuropäischen) „Race“ (= Stamm) aufstellt.

<sup>1)</sup> Vgl. A. F. POTT, *De Lithuano-Borussicae in slavica letticaeque linguis principatu*, 1837, S. 6.

<sup>2)</sup> Die Bezeichnung thrakisch in der hier vorliegenden Bedeutung (vgl. Saml. Afh. I, S. 157, II, S. 268), die an demselben Mangel wie verschiedene andere von Rask vorgeschlagene Benennungen von Sprachgruppen leidet, nämlich dass sie die willkürliche Anwendung eines besonderen Namens in erweiterter Bedeutung darstellt, ist wohl beeinflusst durch die Benennung „Thracisch-Pelasgisch-Griechischer und Lateinischer Sprach- und Völkerstamm“ in Mithridates II, S. 339 und die ebenda getanen Äusserungen über die Thraker, die ursprünglich über das ganze südöstliche Europa verbreitet gewesen seien, und über die umfassende Bedeutung dieses Namens in älterer Zeit, „besonders ehe sich die Griechen von ihnen abgesondert hatten“.

Urzeit in Südosteuropa, von der, wie er sagt (S. 302), „Griechisch und Latein die ältesten und einzigen Überreste und insofern als seine (des Isländischen) Wurzel zu betrachten sind“. Was die asiatischen Sprachen betrifft, so leugnet er nicht die Verwandtschaft mit ihnen, aber sieht sich vorläufig nicht in der Lage, darauf einzugehen; sind sie mit dem Isländischen verwandt, so kann dies jedenfalls nur entfernter sein durch die „thrakischen“ Sprachen.<sup>1)</sup>

Es ist gewiss zu bedauern, dass Rask hier bei den asiatischen Sprachen haltmachen muss und nicht besonders das Sanskrit in seine Untersuchungen einbeziehen kann; denn es ist unzweifelhaft, dass sich ihm manches hätte anders darstellen müssen, wenn er schon damals etwas Genaueres über diese Sprache gewusst hätte. Aber anderseits muss entschieden anerkannt werden, dass sich Rask in bezug auf die sprachvergleichende Methode vollkommen auf dem richtigen Wege befindet, namentlich insoweit es der Zweck der Vergleichung ist, das Verhältnis zwischen den verschiedenen Sprachen, ihre Verwandtschaft und den Verwandtschaftsgrad nachzuweisen, und man sieht also, dass diese Methode auch ohne Kenntnis des Sanskrit erworben werden konnte. Und haben nicht gerade die Untersuchungen der neueren Zeit bewiesen, dass das Griechische in sprachgeschichtlicher Hinsicht einen besonders hervorragenden Platz innerhalb unseres Sprachstammes einnimmt und in manchen wesentlichen Punkten sogar auf einer ursprünglicheren Stufe steht als das Sanskrit? Was man bedauern kann, ist also nur, dass Rask das Griechische in der Form, in der wir diese Sprache besitzen, zu entschieden mit dem „alten Thrakischen“ identifiziert und in dieser Form als das Zentrale des ganzen Systems aufstellt. Dazu kommt eine entsprechende Einseitigkeit an einem anderen Punkte, die, wie wir später sehen werden, mit Rücksicht auf die Erkenntnis verschiedener Erscheinungen in den „gotischen“ Sprachen verhängnisvoll wurde; es ist das zu grosse Gewicht, das er durchgängig auf das

---

<sup>1)</sup> Ein Entwurf zu einem anderen Schluss der Preisschrift, der, nach der Handschrift zu urteilen, im Jahre 1818 oder 1819 in St. Petersburg geschrieben zu sein scheint und in dem er sich übrigens hauptsächlich mit verschiedenen unverwandten Sprachen beschäftigt, ist abgedruckt in Saml. Afh. I, S. 153 ff.



speziell Isländische legt, welches er in seiner ganzen Beweisführung mit völliger Entschiedenheit als das Zentrale im Untersystem aufstellt, nicht nur für das Nordische, sondern auch für das Germanische. Darin liegt etwas, was mich immer an Tycho Brahe erinnert hat, dem er auch in der bisher ungekannten Ausdehnung und Genauigkeit der Beobachtungen glich, zugleich aber auch darin, dass es nicht sein Name war, an den sich die zum grossen Teil auf ihm beruhenden allgemeinen Ergebnisse knüpfen sollten.

Auffallend ist es indessen, dass, selbst nachdem er seine grosse orientalische Reise (1816—1823) gemacht hat und in Indien gewesen ist, das Sanskrit doch nie eine grössere Rolle für ihn spielt und seine Betrachtung der oben erwähnten Punkte stets im wesentlichen dieselbe bleibt wie früher. Übrigens treten jedoch seine Arbeiten auf dem Gebiete der allgemeinen Sprachwissenschaft in der letzten Periode seines Lebens sehr zurück; seine Interessen wurden nun von anderen Dingen stark in Anspruch genommen, teils von solchen, für die er und seine grosse Bemühung, wie wir sagen müssen, zu gut waren, wie sein Kampf um die Rechtschreibung, zum Teil auch sein Kampf für dänische grammatische Benennungen. In Wirklichkeit leistet er nachdem er von seiner grossen Reise zurückgekommen ist, fast nichts, was er nicht ebensogut ohne diese hätte leisten können, abgesehen von der grösseren Reife und Sicherheit, die er gewonnen hat. Unter den Ausnahmen möge die wichtige Abhandlung „Om Zendsprogets og Zendavestas Ælde og Ægthed“ besonders hervorgehoben werden, die aber ursprünglich in Indien auf Englisch geschrieben worden war (1821).<sup>1)</sup> Es war eine grosse Enttäuschung für die gelehrte Welt, dass das Erste, was er nach seiner Heimkehr herausgab, eine spanische Sprachlehre war, der dann in den folgenden Jahren Grammatiken für eine Reihe

---

<sup>1)</sup> Gedruckt in Skand. Lit.-Selsk. Skrifter XXI, 1826, neu gedruckt in Saml. Afh. II, S. 360 ff.; ins Deutsche übersetzt von F. H. VON DER HAGEN: „Über das Alter und die Echtheit der Zend-Sprache“, Berlin 1826, auf Englisch: „Remarks on the Zend Language and the Zendavesta“ (als Verfasser wird auf dem Titelblatt Emanuel Rask genannt!) in Transactions R. Asiatic Society III, London 1834. Daran schliesst sich seine Entdeckung der richtigen Bedeutung einiger Zeichen in der persischen Keilschrift, die einen mächtigen Ansporn zur endlichen Entzifferung dieser Schriftart gab.

anderer Sprachen folgten, nach dem System aufgebaut, das er sich ausgedacht hatte und überall durchzuführen suchte; zu vielen anderen hat er mehr oder minder ausgeführte Entwürfe im Manuskript hinterlassen. So ordnet er in der Regel die verschiedenen Beugungsklassen nach zwei Hauptarten, einer „einfacheren“ („offen“), wo der „Kennbuchstabe“ (dem Anschein nach) ein Vokal ist, und einer „künstlicheren“ („geschlossen“), wo er ein Konsonant ist; von den Geschlechtern setzt er immer das Neutrum als dasjenige, das im Nominativ (vielfach) die ursprünglichere Form (= den Stamm, wie μέγα, γλυκύ) hat, an erste Stelle, vor das Maskulinum (μέγας, γλυκύς), mit dem es ja im Gegensatz zum Femininum in seiner Beugung nahe zusammengehört; die einzelnen Kasus ordnet er schon seit seiner Preisschrift so an, wie er es später zu seiner Freude bei den indischen Grammatikern (siehe oben S. 6) wiederfindet: Nominativ, (Vokativ,) Akkusativ usw.

Trotz des grossen Gewichtes, das Rask auf die „Spracherklärung“ legt, beruht sein grösstes Verdienst nicht so sehr auf seinem unmittelbaren Verhältnis zur historischen Sprachforschung; im grossen ganzen ist diese Seite der Wissenschaft für ihn mehr Mittel als Zweck. Doch muss anerkannt werden, dass er sich auch in dieser Hinsicht grosse Verdienste erworben hat, und sein grösstes ist es unzweifelhaft, die nordische Sprachwissenschaft geschaffen zu haben durch seine Behandlung des Isländischen, das kaum jemand so gründlich gekannt hat wie er, und durch andere Untersuchungen über die Geschichte der nordischen Sprachen. Ein ähnliches Verdienst hat er sich durch das Studium des Angelsächsischen erworben, sowie er mittelbar, wie wir gleich sehen werden, die grösste Bedeutung für die Grundlegung der germanischen Philologie im Ganzen erlangt hat. Im übrigen ist Rask hauptsächlich der Systematiker. „Die Sprache ist ein Naturgegenstand“, sagt er (Saml. Afh. II, S. 502), „und die Kenntnis davon gleicht der Naturgeschichte, die zwei Gegenstände philosophischen Betrachtungen darbietet: 1. Die *Verhältnisse* zwischen den einzelnen Naturdingen, d. h. das System, 2. den *Bau* dieser Glieder und was dazu gehört, d. h. die Physiologie.“ Sein Streben danach, immer ein klares und natürliches System zu finden, tritt einerseits bei seinen Einteilungen der Sprachen überhaupt hervor, zufolge seiner

eigenartigen Gabe, die Kennzeichen herauszugreifen, auf die es dabei ankommt; so stellte er, ursprünglich mit dem Nordischen als Ausgangspunkt, so klar und erschöpfend wie niemand vor ihm für unseren grossen Sprachstamm die vollständige Ordnung nach „Klassen“ und weiteren Unterabteilungen auf (er nennt ihn eine kurze Zeitlang versuchsweise den „europäischen“, in der Regel den „sarmatischen“, seit etwa 1821 den „japetischen“, ein Name, der wohl von Leibnitz stammt); aber seine Arbeiten in dieser Richtung erstrecken sich fast über den ganzen Kreis der Sprachen; besondere Verdienste hat er sich um die finnischen Sprachen erworben. Anderseits tritt seine eigentümliche Systematik in seinen Darstellungen des Baues der einzelnen Sprachen und in der Weise hervor, wie er da die vergleichende, parallelisierende (aber, wohl zu merken, nicht historische) Methode in die Behandlung der Sprachen eingreifen lässt, wobei sich diese Arbeiten gleichzeitig stets durch die grösste kritische Genauigkeit in allen Einzelheiten auszeichnen.

Ausserhalb Dänemarks ist Rask leider keineswegs nach Verdienst bekannt oder geschätzt, und der Grund hierfür ist natürlich, dass er so gut wie alle seine Arbeiten auf dänisch geschrieben hat; die einzigen seiner Arbeiten, die man in der Regel kennt und nach denen man ihn beurteilt, sind die äusserst wenigen, die zufällig in andere Sprachen übersetzt wurden, und da ein Teil seiner Hauptergebnisse durch zweite Hand, meist durch J. Grimm, in die allgemeine europäische Wissenschaft übergegangen sind, hat das Ausland, namentlich Deutschland, in weit geringerem Masse England, nur allzu oft seinen Namen vergessen.<sup>1)</sup>

---

1) Als eine Arbeit, in der man ausnahmsweise eine sowohl mit Wärme als auch im ganzen richtig verfasste Schilderung seines Lebens und seiner Tätigkeit, seiner Stellung in der Geschichte der Wissenschaft und besonders seines Verhältnisses zu J. Grimm findet, sei R. v. RAUMER, Geschichte der germanischen Philologie vorzugsweise in Deutschland, München 1870, S. 470 ff., 507 ff., erwähnt; vgl. auch W. SCHERER, Jacob Grimm, 2. Aufl., Berlin 1885. Ich habe eine kurze Darstellung meiner Auffassung von Rask gegeben in Nord. tidskr. utg. af Letterstedtska föreningen 1887, S. 593 ff. [neu gedruckt in Vilh. Thomsens Samlede Afhandlinger I, 1919, S. 125 ff.], ins Deutsche übersetzt von C. Appel in Bezzenbergers Beiträge zur Kunde der indogermanischen Sprachen XIV, S. 317 ff. und in Brücka, Biograf. Lexikon XIII, S. 489 ff.

Von durchgreifender Bedeutung für die weitere Entwicklung der Sprachwissenschaft wurde die Bekanntschaft mit der Sanskritsprache zufolge ihres Alters, ihres Formenreichtums und ihrer eigentümlichen Klarheit im ganzen Bau. Englische Gelehrte sind es, denen das Verdienst gebührt, am Ende des 18. Jahrhunderts, nachdem Indien unter die Herrschaft der Engländer gekommen war, die Kenntnis dieser Sprache nach Europa gebracht zu haben. Unter diesen Gelehrten sei besonders WILL. JONES (1746—1794) erwähnt, der erste, der in Indien ordentlich Sanskrit lernte und sich u. a. durch die Gründung der „Asiatischen Gesellschaft“ in Calcutta verdient gemacht hat. Schon im Jahre 1786 sagte er im ersten Bande der von dieser Gesellschaft herausgegebenen *Asiatick Researches*, S. 442<sup>1)</sup>: „The Sanscrit language, whatever be its antiquity, is of a wonderful structure; more perfect than the Greek, more copious than the Latin, and more exquisitely refined than either, yet bearing to both of them a stronger affinity, both in the roots of verbs and in the forms of grammar, than could possibly have been produced by accident; so strong, indeed, that no philologer could examine them all three, without believing them to have sprung from some common source, which, perhaps, no longer exists: there is a similar reason, though not quite so forcible, for supposing that both the Gothick and the Celtick, though blended with a very different idiom, had the same origin with the Sanscrit; and the old Persian might be added to the same family, if this were the place for discussing any question concerning the antiquities of Persia.“ Es sei auch erwähnt, dass er Kālidāsa's *Śakuntalā* übersetzte, ein Drama, das sogleich ausserordentlich grosses Aufsehen erregte. Ausser ihm seien besonders H. TH. COLEBROOKE, der die Ausgabe der ersten Sanskritgrammatik begann, und CH. WILKINS hervor-  
gehoben.

Aber bald kamen diese Studien auch nach Frankreich und hierauf nach Deutschland und erlangten da einen ungeheueren Einfluss auf die Entwicklung der Sprachwissenschaft, für die Deutschland überhaupt in hervorragendem Masse zu danken ist — wenn man dort auch manchmal die Neigung zeigt, sie

---

<sup>1)</sup> Vgl. BENFEY, Geschichte der Sprachwissenschaft, S. 348.



als seine spezielle Domäne zu betrachten.<sup>1)</sup> Die erste Schrift in Deutschland, die die Aufmerksamkeit auf das Sanskrit lenkte, war FR. v. SCHLEGELS (1772—1829) Arbeit *Über die Sprache und Weisheit der Indier* (Heidelberg 1808). Diese verrät freilich ziemlich mangelhafte Sprachkenntnisse und enthält in ihrem ersten Abschnitt, „über die Sprache“, neben sehr feinen Bemerkungen (u. a. auch über die Bedeutung der grammatischen Struktur für die Genealogie der Sprachen) recht unklare Betrachtungen sprachphilosophischer Art und über die verschiedenen Arten von Sprachen; aber als Ganzes trug sie durch die geistvolle Darstellung der verschiedenen Seiten des Kulturlebens und die begleitenden poetischen Übersetzungen gewaltig dazu bei, das Interesse für sprachliche Studien und für das ferne Indien zu erwecken. Sein älterer Bruder AUG. WILH. v. SCHLEGEL (1767—1845) war der erste deutsche Gelehrte, der sich während eines Aufenthaltes in Paris, um 1814—15, tiefer in das Sanskrit einarbeitete, ein Fach, für das er vom Jahre 1818 bis zu seinem Tode Professor in Bonn war.

In Paris weilte damals ein junger Landsmann von ihm, der ihm bei diesen Studien behilflich war und bald der Sprachwissenschaft neue Wege weisen sollte. Es war FRANZ BOPP (1791—1867, Professor in Berlin). Sein erstes Werk handelt *Über das Conjugationssystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache* (Frankfurt a. M. 1816). Die zweite Hälfte des Buches, S. 159—312, enthält Übersetzungen aus dem Sanskrit. Dieses Werk ist also zwei Jahre jünger als Rasks Preisschrift, aber erschien zwei Jahre vor diesem, und beide sind demnach unabhängig voneinander. 1819 erschien eine vermehrte englische Ausgabe. Es ist zwar nur eine Anfängerarbeit, lässt aber doch

---

<sup>1)</sup> Der französische Sprachforscher V. HENRY hat einmal in einer Rezension dasselbe ausgedrückt in Form einer Klage über die Abneigung deutscher Sprachforscher, das anzuerkennen oder von dem Notiz zu nehmen, was nicht den Stempel „made in Germany“ trägt. Es können auch Beispiele angeführt werden für unberechtigte Versuche, diesen Stempel anzubringen (für meine Person muss ich z. B. einen solchen entschieden abweisen in Zeitschr. für roman. Philol. III, S. 459 und auf eine andere Weise in bezug auf dasselbe in Gröbers Grundriss der roman. Philol. I, S. 116; das dort Besprochene ist ganz andere Wege gegangen und die Hypothesen, auf die hingewiesen wird, sind meiner Überzeugung nach unhaltbar).

schon ahnen, was man von ihrem Verfasser erwarten kann. Wie Rask legt auch er der Vergleichung der Sprachen den grammatischen Bau zugrunde und in Deutschland wird er als derjenige betrachtet, der zuerst eingesehen hat, dass dies der Weg ist; das ist jedoch, wie oben ausgeführt, nicht richtig; aber unbestreitbar sind es seine Werke, die zunächst dazu beigetragen haben, dieses Prinzip festzulegen. Nur eine Seite des Sprachbaues, die Verbalflexion, behandelt er in dieser Arbeit, und durch Vergleichung der Formen in den verschiedenen im Titel genannten Sprachen zeigt er, dass diese Formen im wesentlichen gemeinsam sind und demnach auf einen gemeinsamen Ursprung hinweisen. Vor allem diesen ihren ersten Ursprung sucht er durch weitgehende Annahme der „Einverleibung“ verschiedener Wurzeln herauszufinden, namentlich der Wurzel „as“ ‘sein’, die er nicht nur z. B. in dem Aorist mit dem Zeichen *s* findet, der im Sanskrit ebenso wie im Griechischen vorkommt, sondern auch z. B. in dem lateinischen Passivzeichen *r*, durch sehr gewaltsame Veränderungen, ja selbst in den isländischen Passivformen auf *-st* wie *elskast*! Wenn wir diese Jugendarbeit Bopps und Rasks Preisschrift miteinander vergleichen, sehen wir sofort, dass das Ziel in den zwei Arbeiten verschieden ist und dass beide auf ihre Weise schwache Punkte in den Einzelheiten haben. Bopp hat den Vorteil, das Sanskrit mit seinen reichen und klaren Formen benutzen zu können. Innerhalb des Gebietes, an das er sich hält, sucht er tiefer zu schürfen, er kommt aber fast überall auf recht schwankenden Boden. Rask nimmt nach einer klar durchdachten und klar dargestellten Methode ein weit grösseres Feld in die Arbeit, was den Umfang sowohl der Erscheinungen als auch der Sprachen betrifft, und kommt dabei erstaunlich weit, ohne das Sanskrit berücksichtigen zu können. Im ganzen betrachtet — wenn man sich also nicht an die halbe und schlechte Väterische Übersetzung hält — glaube ich, dass Rask nicht nur den Vergleich durchaus ertragen kann, sondern dass ein unparteiischer Richter seiner Arbeit sogar den Vorrang vor der Bopps geben wird.

Das besprochene Werk von Bopp war indessen auch nur der erste jugendliche Versuch. Was er da auf einem begrenzten Gebiete nachgewiesen hatte, das führte er später in gross-

artigem Masstab für den ganzen Sprachbau in seinem Hauptwerk aus, durch das die vergleichende Sprachwissenschaft im wesentlichen ihre erste Gestalt erhielt und das, wie sehr sich auch die Auffassungen seit seiner Zeit verändert haben, doch die einschneidendste Bedeutung für die Geschichte der Sprachwissenschaft erlangt hat. Der vollständige Titel lautet: *Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Send, Armenischen, Griechischen, Lateinischen, Litauischen, Altslavischen, Gothischen und Deutschen*, wobei man beachten muss, dass das Altslavische erst im zweiten Band der ersten Auflage, das Armenische erst in der zweiten Auflage hinzukam. Es sind drei Bände. Die erste Auflage ist in Berlin 1833—52 erschienen, die zweite, vollständig umgearbeitete, in den Jahren 1857—61 (mit einem Registerband von C. Arendt, 1863) und die dritte, fast unveränderte Auflage schliesslich 1868—70, also nach dem Tode des Verfassers. Das Werk wurde auch ins Französische übersetzt von M. BRÉAL (1832[—1916]) unter dem Titel *Grammaire comparée des langues indoeuropéennes*, 1866—74, in vier Bänden. Einen besonderen Wert erhält diese Übersetzung durch die vorzüglichen Einleitungen, mit denen sie Bréal versehen hat.

In einer leichten und freien Form, oft mit Abschweifungen nach rechts und links, gibt Bopp in diesem Werke einen Vergleich des Baues aller im Titel erwähnten Sprachen, indem er, in der Regel mit dem Sanskrit als Ausgangspunkt, die verschiedenen Erscheinungen eingehend untersucht; er zergliedert die Sprachformen mit grosser Schärfe und Kombinationsgabe, zeigt die Entwicklung, die sie durchgemacht haben, und sucht stets, so weit dies möglich ist, ihren ersten Ursprung zu finden. Es ist überhaupt die genetische Seite der Sprachentwicklung, die das Ziel von Bopps Forschungen bildet. In deutlicher Anlehnung an die indischen Grammatiker geht er hierbei davon aus, dass die Wörter in unserem Sprachstamm ursprünglich von Wurzeln abgeleitet sind, die nur aus einer Silbe bestehen. Es gibt zwei Klassen von solchen: Verbalwurzeln wie *as* 'sein', *tan* 'dehnen', von welchen Verba und Nomina gebildet werden, und Pronominalwurzeln wie „*ta*“, „*ma*“, die den Pronomina und zum Teil den verschiedenen Arten von Partikeln zugrunde liegen. Die Beugungsendungen, sowohl, wie es scheint, in der

Kasusflexion als auch in der Personalflexion der Verba, sind ebenfalls ursprünglich Personalwurzeln, jedenfalls zum grössten Teil, z. B. die Endung der 1. Person *-mi* aus „*ma*“ (mich),<sup>1)</sup> die Endung der 3. Person *-ti* aus „*ta*“ (gr. *το-*, das). Auf ähnliche Weise wird dieses schon im „Conjugationssystem“ aufgestellte (und von W. v. Humboldt gestützte) Prinzip zur Erklärung anderer Formen angewandt, die durch Hinzufügung, Agglutination von ursprünglich selbständigen Wurzeln an die Hauptwurzel entstanden seien, z. B. der Aorist mit dem Zeichen *s* von der Wurzel *as* 'sein', und ebenso das Futurum, bei welchem er in dem im Sanskrit (*-sya-*) nach dem *s* auftretenden *y* (d. h. *j*) dasselbe Zeichen sieht, das sich im Optativ findet und das er auf eine Wurzel *ī* 'wünschen' zurückführt; in lat. *amavi* erklärt er das *v* aus der Wurzel *bhū*, lat. *fu-i*, usw. Wir werden später sehen, wie sich nach und nach gewichtige Stimmen gegen diese ganze Betrachtungsweise erhoben, die in neuerer Zeit auch ganz bedeutend modifiziert worden ist. Was die Lautverhältnisse betrifft, so spricht Bopp zwar von den für die verschiedenen Sprachen charakteristischen Lautübergängen als von „physischen“ Gesetzen, aber erkennt sie dennoch nicht als solche an, da er sich fortwährend allerlei Ausnahmen von ihnen erlaubt; im ganzen behandelt er gleich Rask diese Seite des Gegenstands mit grosser Freiheit und lässt sie nur eine recht untergeordnete Rolle spielen. Es stört ihn z. B. nicht, anzunehmen, dass in griechischen Aoristen wie *ἔθνηκα*, *ἔδωκα* *x* ausnahmsweise = ursprüngliches *s* ist, und dies dadurch zu stützen, dass slavisches *ch* einem ursprünglichen *s* entspricht. Charakteristisch ist es, dass die Lautlehre gar nicht als ein eigener Abschnitt auftritt, sondern dass er nur einen Abschnitt „Schrift- und Laut-System“ hat, der nicht einmal die Hälfte des ersten Bandes ausmacht.

Nebst diesem grossen Werk hat Bopp eine Reihe anderer grösserer und kleinerer Arbeiten geschrieben, zum Teil als Vorarbeiten zu diesem. Ferner seien die verschiedenen Hilfsmittel hervorgehoben, die er zum Studium des Sanskrit herausgegeben hat, so mehrmals Darstellungen der Grammatik und

<sup>1)</sup> Vgl. Rasks Preisschrift S. 179 und 258, wo auch angenommen wird, dass die Personalendungen Abänderungen der entsprechenden Pronomina oder von diesen herübergenommen seien.



ein „Glossarium Sanscritum“ (1830, dritte Auflage 1866—67), in dem er auch fortwährend Vergleichen mit den verwandten Sprachen vornimmt, die sich in den späteren Auflagen allmählich mehr und mehr ausgebreitet haben, aber ausserordentlich viel Oberflächliches und Unrichtiges enthalten, da er hier nur allzu oft die Gesetze übertritt, die er selbst aufgestellt hat. Noch schlimmer ist es, wenn er sich aus unserem Sprachstamm hinauswagt, und z. B. seine Abhandlungen „Über die Verwandtschaft der malayisch-polynesischen Sprachen mit den indisch-europäischen“ (1840) und „Die kaukasischen Glieder des indoeuropäischen Sprachstamms“ (1842, 1845) müssen als ganz missglückt bezeichnet werden.<sup>1)</sup>

Neben Rask und Bopp müssen wir noch eines Dritten gedenken, der gleichzeitig mit ihnen in hervorragendem Masse dazu beigetragen hat, der Sprachwissenschaft eine neue Gestalt zu geben. Es ist JACOB GRIMM (1785—1863), und das Werk, das unter dem grossen Reichtum genialer Arbeiten, die man ihm verdankt, besonders dazu berechtigt, ihn hier zu nennen, ist seine *Deutsche Grammatik*. Ihr erster Band erschien 1819. Schon 1822, also elf Jahre vor Bopps Vergl. Gramm., wurde der erste Band in der zweiten Auflage veröffentlicht, die vollständig umgearbeitet ist; u. a. wird mehr als die Hälfte des Bandes von einer ausführlichen Lautlehre oder richtiger „Buchstabenlehre“ („Von den buchstaben“, vgl. oben S. 46, Fussnote 1) eingenommen, die in der ersten Auflage ganz gefehlt hat. Diese Umarbeitung ist zweifellos, wie u. a. auch Raumer bewiesen hat,<sup>2)</sup> in allererster Linie dem Einfluss von Rask zu verdanken, namentlich seiner Preisschrift, einem Einfluss, der sich bis auf die äussere Form, die Anwendung lateinischer Buchstaben und die Orthographie zu erstrecken scheint; ja es ist sogar nicht unwahrscheinlich, dass Grimm selbst die Idee dieses Werkes von allem Anfang an durch Rasks erste Arbeit, „Vejledning til det Islandske Sprog“, 1811, gekommen sei.<sup>3)</sup> Das Werk

---

<sup>1)</sup> Vgl. über Bopp BENFEY, *Gesch. der Sprachwissenschaft*, S. 370 ff.; DELBRÜCK, *Einleitung in das Sprachstudium*, S. 1 ff.; LEFMANN, *Fr. Bopp, sein Leben und seine Wissenschaft*, drei Bände, 1891—97.

<sup>2)</sup> *Geschichte der germanischen Philologie*, S. 507 ff.

<sup>3)</sup> Vgl. L. WIMMER, *Rasmus Kristian Rask*, 1887, S. 13 ff.; SCHERER, *J. Grimm*<sup>2</sup>, S. 156.

macht in dieser Form vier Bände aus, von denen der letzte 1837 veröffentlicht wurde. Ein neuer Abdruck dieser Auflage ist 1869—98 erschienen. Vom ersten Band begann im Jahre 1840 eine dritte, vollständig umgearbeitete Auflage; aber erschienen ist nur der erste Teil des ersten Bandes, der die Vokale behandelt, und dieser bietet keine Verbesserung.

Diese „Deutsche Grammatik“ ist nicht, wie man nach dem Titel glauben sollte, eine deutsche Grammatik, sondern vielmehr eine auf historischer Grundlage errichtete, parallelisierende Darstellung des Baues aller älteren und jüngeren gotisch-germanischen Sprachen, indem Grimm in sehr unglücklicher und durchaus nicht zu billigender Weise das Wort „deutsch“ als gemeinsame Bezeichnung für alle diese gebraucht, was leider noch oft in Deutschland nachgeahmt wurde. Auf diesem Gebiet ist Grimms Werk unbedingt epochemachend gewesen und es ist noch immer ein Hauptwerk, wieviele Einzelheiten nun auch verbessert werden müssen und wieviel Doktrinäres sich auch in den Auffassungen findet; aber auch ausserhalb seines Gebietes hat es mittelbar und unmittelbar einen ausserordentlich grossen Einfluss auf die Entwicklung der vergleichenden historischen Sprachwissenschaft erlangt.

Grimms Verdienst besteht hauptsächlich darin, den Anstoss zu der historischen Grammatik gegeben zu haben, die das geschichtliche Verhältnis zwischen den Formen verwandter Sprachen in verschiedenen Zeiten und verschiedenen Dialekten verfolgt und erhellt. Wie genial und originell auch Grimm da gearbeitet hat, so darf doch nicht vergessen werden, dass er in sehr vielem unmittelbar auf Rask weiterbaut oder Gedanken weiterführt, die Rask angedeutet hatte. Dahin gehört z. B. die genauere Formulierung<sup>1)</sup> dessen, was Grimm „Lautverschiebung“ nennt (von einigen wird es gar „Grimms Gesetz“ genannt) — eines der allerwichtigsten Punkte, die in der zweiten Auflage seiner Grammatik erscheinen —, d. h. der bekannten Erscheinung, dass die gotisch-germanischen Sprachen, namentlich im Anlaut, ein *f*, *þ* und *h* haben, entsprechend einem *p*, *t* und *k* der anderen Sprachen, z. B. lat. *pater*, *tu*, *cornu* = altisl.

---

<sup>1)</sup> Deutsche Grammatik<sup>2</sup> I, S. 584 ff., Neudruck S. 498 ff. [Vgl. HOLGER PEDERSEN, Et blik på sprogvidenskabens historie, 1916, S. 52—58.]

*faðir*, *pú*, *horn*, und dass auch in gleicher Weise *d* und *g* zu *t* und *k* geworden sind, z. B. lat. *duo*, *genu* = altisl. *tveir*, *kné*, und die ursprünglichen Aspiraten *bh*, *dh*, *gh*, gr. *φ*, *θ*, *χ* zu *b*, *d*, *g*, z. B. *φέρω*, *θύρα*, *χολή* = altisl. *bera*, *dyrr*, *gall*. Diese Übergänge sind von Rask schon in seiner Preisschrift S. 169f. vollkommen dargestellt worden: „Von den stummen Buchstaben wird besonders am Anfang der Wörter oft *p* zu *f*“ usw. die ganze Reihe hindurch mit Beispielen für jeden der Übergänge, und er fügt hinzu: „Aber oft werden sie auch auf andere Weise verändert, z. B. in der Mitte und nach einem Selbstlaut wird *k* zu *g*“ usw. Dies wird nun von Grimm unter Anführung einer Menge von Beispielen weiterentwickelt und sodann mit der weiteren Veränderung einiger dieser Laute, die im Hochdeutschen eingetreten sind, in Verbindung gesetzt, z. B. *zwei*, *Tür* („zweite Lautverschiebung“). Diese zuletzt angeführte Erscheinung, die die deutschen Gelehrten bei Rask nicht erwähnt finden konnten,<sup>1)</sup> wird in Wirklichkeit in seinem Buche S. 68f. besprochen (also in dem Teil desselben, der nicht ins Deutsche übersetzt worden ist). Es ist also zuzugeben, dass Rask den Zusammenhang vollständig erkannt hat, aber freilich nur als einen „häufig“ eintretenden Übergang, nicht als ein Lautgesetz, ein Begriff, den Rask und seine Zeitgenossen überhaupt nicht kennen. Dagegen soll anerkannt werden, dass die genauere Formulierung des Sachverhalts — wenn auch mit bedeutenden Unrichtigkeiten, z. B. in der Auffassung desselben als eines Kreislaufes,<sup>2)</sup> „weil der sprachgeist seinen lauf voll-

<sup>1)</sup> So Bopp, Vergleich. Grammatik I<sup>2</sup>,<sup>3</sup>, S. 119, wo er sich in lebenswürdiger Weise dafür entschuldigt, dass es vorher seiner Aufmerksamkeit entgangen war, dass die erste Lautverschiebung schon vor Grimm klar und präzise von Rask nachgewiesen sei.

<sup>2)</sup> Vgl. E. JESSEN, Om J. Grimms lydfremskydningslære in Tidskr. for Philol. og Pædag. II, 1861, S. 165ff. Dieselbe Auffassung dieser Erscheinung als eines Kreislaufes, aber ohne Grimms mystischen Hintergrund, findet sich übrigens schon ein Jahr vor Grimm bei dem Dänen J. H. BREDSDORFF, der in seiner Abhandlung „Om Aarsagerne til Sprogernes Forandringer“, 1821, S. 21ff. (neu abgedruckt 1886, S. 29) diese Übergänge kurz und klar bespricht, indem er darauf aufmerksam macht, „dass der germanische Sprachstamm zumeist Aspiraten hat, wo der griechische Tennes hat, Tennes, wo dieser Mediae hat, und wieder Mediae, wo dieser Aspiraten hat“; anschliessend an das Beispiel „Horn, gr. *κέρας*“ fügt er hinzu: „H

bracht hat“(!) — Grimm zukommt und dass er jedenfalls zuerst die grosse historische Bedeutung und Tragweite der Lautverschiebung erkannt hat.

Wenn Grimm und Rask, die vorher in einer trotz stets hervortretender Gegensätze doch verhältnismässig freundschaftlichen Korrespondenz gestanden hatten, in der späteren Zeit ihres Lebens in eine sehr scharfe Fehde gerieten,<sup>1)</sup> so liegt der Grund hierfür zum Teil darin, dass Rask auf die historische Betrachtung nicht eingehen konnte, namentlich wo diese zugleich z. B. in die systematische Ordnung der verschiedenen Flexionen eingriff und in ähnlichen Fällen. In diesem Punkte hat die spätere Entwicklung der Sprachwissenschaft im ganzen Grimm gegenüber Rask Recht gegeben. So stellt Rask z. B. immer zuerst die „einfachere“ oder „offene“ Hauptart der Verba, wie *elske-de* (*lieb-te*), *tænk-te* (*dach-te*) auf und dann die „künstlichere“ oder „geschlossene“, *binde*, *bandt*, *bundet* (*binden*, *band*, *gebunden*) u. ä. Grimm tut das Umgekehrte, indem er mit der zweiten Gruppe, „den starken Verben“, beginnt und die andere, „die schwachen“, nachstellt (selbst diese Zweiteilung hat er zweifellos von Rask, nur mit Veränderung der Namen); er sagt nämlich mit Recht, dass die starken Verba mit ihrem „Ablaut“ — einer Erscheinung, deren grosse Bedeutung Grimm auch als erster erkennt, wenn auch die metaphysisch-symbolische Erklärung, die er von ihr gibt, ganz unrichtig ist — die „innerste Struktur“ der Sprache darstellen und der älteste Grundstock der Verba sind, während die schwachen fast alle abgeleitet sind und in ihrer Flexion jüngere Formen aufweisen. Ob es in der Grammatik einer einzelnen Sprache richtiger oder praktischer wäre, die eine oder die andere von diesen Gruppen voranzustellen, ist eine Sache für sich, und da kann man natürlich sehr gut Rask Recht geben. Aber rein historisch betrachtet, hat Grimm gegenüber Rask entschieden Recht, und

---

war hier zweifellos von Anfang an  $\chi$ , d. h. das griechische  $\chi$  — eine Beobachtung, die offenbar ohne Kenntnis von Bredsdorff viel später von Jessen vorgebracht wurde, a. a. O., S. 166, 168, aber erst anerkannt wurde, als dasselbe 1868 von W. Scherer ausgesprochen wurde.

<sup>1)</sup> Vgl. Briefwechsel der Gebrüder Grimm mit nordischen Gelehrten, herausgegeben von E. Schmidt (Berlin 1885), S. 84 ff. Rask, Saml. Afh. III, S. 198 ff. u. a. Stellen.



gerade den historischen Gesichtspunkt wollte Grimm geltend machen, während Rask keinen rechten Blick dafür hat.

Noch ausgesprochener gilt dies hinsichtlich der Substantiva und Adjektiva, deren Verhältnis zu den verwandten Sprachen Rask ganz verkannte, zum Teil weil er sich zu einseitig an das Isländische hielt; so stellt er z. B. altisl. *nafn*, Gen. *nafns* unmittelbar mit lat. *nomen*, *nominis* zusammen und überhaupt die grosse Masse der Wörter, die auf altisländisch (anscheinend) auf einen Konsonanten endigen, mit der lateinischen dritten (und vierten) Deklination, und umgekehrt setzt er z. B. altisl. *afi*, Gen. *afa* unmittelbar mit lat. *avus*, *avi* in Parallele. Hätte Rask mehr Rücksicht auf die anderen germanischen Sprachen und auf die historische Entwicklung genommen, so wäre zu erwarten gewesen, dass er selbst das Unrichtige dieses Verfahrens eingesehen hätte; schon die gotische Form *namō*, Gen. *namins*, deren Beugung der altisländischen Klasse von *afi* entspricht, zeigt, dass hier die Parallele zu lat. *nomen*, *nominis* vorliegt und dass das Altisländische eine eigentümliche Veränderung dieses Wortes und einiger anderer Wörter vorgenommen und sie zu der Klasse übergeführt hat, die in Wirklichkeit mit der lateinischen zweiten und ersten Deklination auf *-us*, *-um* und *-a* in Parallele steht, der Klasse nämlich, in der die Wörter im Altisländischen auf Konsonant endigen, während, wie wir jetzt wissen, ein ursprünglich vorhandener stammauslautender Vokal abgefallen ist, z. B. *úlfr* (aus älterem *wulfa-s*) = griech. *λύκος*, lat. *lupus*).

Ähnliches kann man über die Auffassung gewisser Laute, namentlich der Vokale, sagen, indem Rask da durch die neuisländische Aussprache verblendet war, die er als identisch mit der altisländischen ansah; für ihn ist z. B. *a* ein *a*, das vor Konsonantenverbindungen kurz, sonst lang ist, *á* hingegen = *au*; *i* ein *e*-artiger Laut, der gleichfalls sowohl kurz als lang sein kann, *í* = das reine *i* usw.; nach Grimm sind dagegen gewöhnliches *a*, *i* usw. in den älteren Sprachen immer kurze Laute, während die Laute, die er als *á*, *í* usw. bezeichnet ursprünglich nur die entsprechenden langen Laute sind. Auch darin hat die spätere Sprachwissenschaft ihm Recht gegeben.

Umgekehrt gibt es einige andere Punkte, in denen Rask Grimm gegenüber zweifellos recht hat. Dieser verfuhr oft

sehr doktrinär, mischte häufig in seine Betrachtung der sprachlichen Erscheinungen unklare, spekulative Auffassungen und erlaubte sich nicht selten, Formen zu konstruieren, die nicht vorkommen; er hat sich daher in der Behandlung der einzelnen Sprachen mancher böser Fehler schuldig gemacht, an denen, wie man wohl begreifen kann, gerade Rask Anstoss nehmen musste, da er bei allem Tatsächlichen so strenge Forderungen an die Genauigkeit stellte. Trotz ihrer Mängel und Schwächen hat jedoch Grimms grossartige Arbeit eine ungeheurere Bedeutung für das ganze historische Sprachstudium erlangt.

Rask, Bopp und Grimm haben also jeder auf seine Weise dazu beigetragen, eine neue Entwicklung der Sprachwissenschaft einzuleiten und den Grund zur vergleichenden Sprachwissenschaft zu legen: Rask in erster Linie durch seine Untersuchungen über die nordischen Sprachen, besonders das Isländische, und durch den systematischen Nachweis der Stellung und des Verhältnisses dieser Sprachen zu den anderen verwandten Sprachen Europas im ganzen wie im einzelnen, dann aber auch durch das Aufzeigen der verschiedenen Verwandtschaftsverhältnisse und Berührungspunkte dieser und vieler anderer Sprachen; Bopp durch die Art, wie er das Sanskrit in die Vergleichung der zu unserem Sprachstamm gehörenden Sprachen einbezieht und durch seine scharfsinnigen, wenn auch jetzt zum grossen Teil veralteten, anatomisch-genetischen Untersuchungen über den ganzen Bau dieser Sprachen; Grimm endlich durch seine Behandlung der gotisch-germanischen Sprachen und durch die grundlegende Weise, wie er dabei den historischen Gesichtspunkt anwendet.

Ich würde wünschen, dass ich neben diesen drei Männern noch einen Dänen nennen könnte als einen von denjenigen, die die neue Zeit einleiteten, nämlich J. H. BREDSDORFF (1790—1841), einen selten genialen und umfassenden Forscher. Von seinen verschiedenen sprachwissenschaftlichen Abhandlungen sei, abgesehen von einigen, welche die Phonetik betreffen,<sup>1)</sup> hier besonders eine hervorgehoben, die Schrift „Om Aarsagerne til Sprogenes Forandringer“ (herausgegeben als Schulprogramm von Roskilde 1821; einen neuen Abdruck habe ich im Jahre 1886 besorgt), die in all ihrer Bescheidenheit ein kleines Meister-

---

<sup>1)</sup> Vgl. JESPERSEN, Fonetik, S. 31 ff.

werk an Beobachtungsgabe und Scharfsinn darstellt und — wenn sie natürlich auch viele Schwächen im sprachlichen Material selbst aufweist — in ihrer ganzen Betrachtungsweise ihrer Zeit um ein halbes Jahrhundert voraus ist. Aber sie blieb leider, teils gerade aus diesem Grund, teils zufolge der Art ihrer Veröffentlichung, ganz unbemerkt und konnte nicht den geringsten Einfluss auf die Entwicklung der Sprachwissenschaft ausüben, was in höchstem Masse zu bedauern ist.

Eine ganz andere Stellung nimmt ein Mann ein, dessen Name in diesem Zusammenhang nicht übergangen werden darf, einer von Deutschlands Grossen, nämlich WILHELM v. HUMBOLDT (1767—1835). Im Besitze ausserordentlich umfassender Sprachkenntnisse, die sich vom Baskischen (vgl. oben S. 41) bis zu den nordamerikanischen Sprachen auf der einen Seite, den malayisch-polynesischen auf der anderen Seite des Erdballs erstreckten, behandelte dieser feine Denker in einer Reihe von Arbeiten — von denen die umfangreichste die „Über die Kawisprache auf der Insel Java“ (in drei Bänden, 1836—40, dritte Auflage 1883) mit der berühmten Einleitung „Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts“ ist — von philosophischem (Kantischem) Gesichtspunkte aus allerlei Seiten der Sprache im allgemeinen, die Sprachgruppen und die Sprachindividualitäten in ihrem Verhältnis zum menschlichen Geist, zum menschlichen Denken und Kulturleben. Sicherlich bezeichnet er hier im Vergleiche mit der oberflächlichen Sprachphilosophie und „allgemeinen Grammatik“ der früheren Zeit einen ausserordentlich grossen Fortschritt, und nicht ohne Grund wird er, namentlich in Deutschland, als der Grundleger der „allgemeinen Sprachwissenschaft“ in der neueren Zeit betrachtet, abgesehen davon, dass er auch, was das sprachliche Material selbst betrifft, sehr viel dazu beigetragen hat, den Ausblick zu erweitern. Und doch, trotz aller Anerkennung hierfür und aller Bewunderung für die geniale Gedankenarbeit, die uns bei ihm entgegentritt, kann man sich — nachdem man es mit Mühe versucht hat, sich durch seine Sprachphilosophie durchzuarbeiten — vom rein sprachwissenschaftlichen Standpunkte aus des Eindrucks nicht erwehren von etwas, was der mehr empirischen Sprachauffassung unserer

ganzen Zeit so wunderbarlich fern liegt, von so viel Abstraktem und Unwirklichem, bisweilen geradezu Mystischem, dass es einem schwerfällt, die Bedeutung seiner Arbeiten jetzt voll zu würdigen oder selbst nur den Einfluss zu verstehen, den sie auf die Entwicklung der Sprachwissenschaft ausgeübt haben sollen.<sup>1)</sup>

Im Gegensatz hierzu muss an dieser Stelle hervorgehoben werden, dass der grosse Däne J. N. MADVIG (1804—1886) — dessen eigentliche philologische Tätigkeit ausserhalb des Gebietes dieser kleinen Arbeit liegt — in verschiedenen dänisch geschriebenen Abhandlungen<sup>2)</sup> (von welchen ein Teil jedoch nicht mehr in die Periode fällt, mit der wir uns hier beschäftigen) mit grosser Klarheit und Nüchternheit und unter scharfer Kritik aller Vorstellungen von der Sprache als etwas Dunklem und Mystischem, Anschauungen über Wesen, Entwicklung und Leben der Sprache dargelegt hat, die in hohem Grade mit dem übereinstimmen, was sonst erst viel später von anderen Seiten vorgebracht wurde.<sup>3)</sup> Auch über die Frage nach dem Ursprung der Sprache (vgl. oben S. 43) spricht er sich mit

<sup>1)</sup> Vgl. das schon von MADVIG, *Første Stykke af en Afh. om Sprogets Væsen* usw., 1842, S. 3f. (= *Kleine philol. Schriften*, S. 50 ff.) ausgesprochene Urteil; so polemisiert er ebenfalls an verschiedenen anderen Stellen heftig gegen die auch bei Humboldt auftretende Neigung zur Lautsymbolik. Vgl. auch DELBRÜCK, *Einleitung in das Sprachstudium*<sup>3</sup>, S. 27 [in der 5. Aufl. S. 41f.]. Als eine neuere Arbeit, die in ihrer Art mit der Humboldtschen Richtung verwandt ist, zugleich aber von ihr abtrübt, kann erwähnt werden H. STEINTHAL, *Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues* (Berlin 1860; vollständig umgearbeitet von F. MISTELI, 1893).

<sup>2)</sup> *Om Kjønnet i Sprogene, især i Sanskrit, Latin og Græsk* [Über das Geschlecht in den Sprachen, besonders im . . .], 1835 (in *Vidensk. Selsk. Skr.* 4 R., hist.-fil. Afd., V, S. 101 ff.); *Første Stykke af en Afhandling om Sprogets Væsen, Udvikling og Liv*, Universitetsprogr., 1842; *Om de grammatikalske Betegnelser Tilblivelse og Væsen*, desgl., 1856 und 1857; *Sprogvidenskabelige Strøbemærkninger*, desgl., 1871. Ins Deutsche übersetzt [unter dem Titel *Zerstreute sprachwissenschaftliche Bemerkungen*] in *Kleine philologische Schriften*, Leipzig 1875. Vgl. auch seine *Livserindringer* 1887, S. 105 ff., 254 ff.

<sup>3)</sup> So hat er selbst die merkwürdige, bisweilen fast wortgetreue Übereinstimmung zwischen seinen Äusserungen und dem, was, zum Teil viele Jahre später, unabhängig vom Amerikaner Whitney ausgesprochen wurde, hervorgehoben.



grosser Nüchternheit und Vorsicht aus, indem er vor allem dasselbe behauptet, was die Losung der neuesten Zeit ist, dass nämlich „der Akt der Sprachschöpfung kein anderer war als der, durch den die wirkliche, jetzt existierende Sprache als verständliches und freies Mitteilungsmittel hervorgebracht wurde“. <sup>1)</sup> Aber hier ging es wieder so, wie es nach dem, was wir gesehen haben, leider in vielen anderen Fällen gegangen war; er hatte, wie er selbst an einer Stelle sagt, „in einer Sprache mit sehr engen Verbreitungsgrenzen geschrieben und dazu in der wenig anziehenden Form von Programmen und endlich in einer möglichst strengen Form der Beweisführung ohne alles Streben nach populärer Leichtigkeit“. <sup>2)</sup> Diese Arbeiten blieben deshalb ziemlich unbeachtet und wurden erst mehr bekannt, nachdem sie im letzten Teil seines Lebens ins Deutsche übersetzt wurden, zu einer Zeit, als vieles von dem darin dargelegten Neuen eben nicht mehr neu war.

Aber wir kehren zur historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft zurück, so wie diese am Anfang des zweiten Drittels des 19. Jahrhunderts aussah. Unter den Männern, die in Deutschland in engem Anschluss an Bopp und die von ihm eingeführte Betrachtungsweise die Seiten ausfüllen, die bei ihm nur eine untergeordnete Rolle spielen, sei besonders AUG. FR. POTT (1802—1887) hervorgehoben. Sein Hauptwerk sind „Etymologische Forschungen auf dem Gebiete der Indogermanischen Sprachen mit besonderem Bezug auf die Lautumwandlung im Sanskrit, Griechischen, Lateinischen, Littauischen und Gothischen“ (zwei Bände, 1833—36; zweite Auflage, sechs Bände, 1859—76). Die Bedeutung dieser Arbeit, die in ihrer Form recht schwerfällig ist, liegt teils in den gesammelten etymologischen Zusammenstellungen, teils namentlich darin, dass sie auf Grund dieser Zusammenstellungen zum erstenmal eine eingehende Darstellung der Lautübergänge in den verschiedenen Sprachen gibt. <sup>3)</sup> Ich erwähne in diesem Zu-

---

<sup>1)</sup> Første Stykke usw., S. 7.

<sup>2)</sup> Nordisk tidsskrift, 1881, in einer Abhandlung: „Hvad er sprogvidenskab?“ (Sonderabdruck S. 12).

<sup>3)</sup> Vgl. die ausführliche Schilderung von Potts Tätigkeit (von P. Horn) in Bezzenbergers Beitr. XIII, S. 317 ff. [Siehe auch HOLGER PEDERSEN, a. a. O. S. 58—61.]

sammenhang auch ADALBERT KUHN (1812—1881), der sich Verdienste erworben hat als der Hauptbegründer sowohl zweier Ableger der vergleichenden Sprachwissenschaft, der sprachlichen Archäologie und der vergleichenden Mythologie — von denen aber vor allem die letztere in Methode und Grundanschauung nach und nach von der Kuhnschen Form ganz abgekommen ist — als auch der wichtigen, noch bestehenden „Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung“ (seit 1852; ursprünglich leitete er sie zusammen mit A. Aufrecht). Ausserdem gab er 1856—76 (bis 1868 zusammen mit A. Schleicher) eine andere Zeitschrift, „Beiträge zur vergleichenden Sprachforschung auf dem Gebiete der arischen, celtischen und slawischen Sprachen“ (acht Bände), heraus.

Sonst sind die folgenden Jahre bis zur Mitte des Jahrhunderts oder etwas länger vor allem gekennzeichnet durch das eifrige Studium der einzelnen Sprachen, namentlich der alten oder doch der älteren Formen der jetzt lebenden Sprachen, und durch das Streben danach, auf diese die historisch-vergleichende Methode anzuwenden. Bisweilen kann dies die unglückliche Form annehmen, dass die Darstellung, namentlich bei mangelhaft überlieferten Sprachen, in dem Masse mit vergleichendem Stoff überladen wird, dass die wirklich vorliegenden Erscheinungen darin fast untergehen. Aber im ganzen wirkt die neue Methode ausserordentlich befruchtend auf das Studium der einzelnen Sprachen und führt einen vollständigen Umschwung in ihrer Behandlung herbei.

In erster Linie ist es das Studium des Sanskrit, auf das man sich mit dem grössten Interesse wirft, und dies nicht bloss im Hinblick auf die Bedeutung der Sprache für den Vergleich mit den verwandten, sondern ebenso sehr um des Gegenstandes selbst willen, was zur Entwicklung einer neuen grossen Philologie, der indischen, führt. Natürlich war es der weniger fernliegende episch-klassische Teil der ungeheuer reichen Sanskritliteratur, mit dem man beginnen musste; erst ein wenig später, etwa seit dem Anfang der Vierzigerjahre, wagt man es, sich mit den ältesten Denkmälern abzugeben, mit den Veden, den alten Hymnen, die weit mehr Schwierigkeiten bieten, aber in sprachlicher wie in kulturhistorischer Hinsicht als die (jedenfalls zum Teil) ältesten bewahrten Literaturdenkmäler unseres

ganzen Sprachstammes die allergrösste Bedeutung haben. Diese Studien wurden, als sie nach und nach immer weiter schritten, von durchgreifender Bedeutung für die Entwicklung der Sprachwissenschaft. Auch das Studium der alten indischen Grammatiker (siehe oben S. 4ff.) trug reiche Früchte nicht nur für das Sanskritstudium selbst, sondern auch weit hinaus über dessen Grenzen. Während hier nicht der Ort ist, länger bei der indischen und der später sich an diese anschliessenden iranischen Philologie zu verweilen (deren Quellen für das Altertum teils der Avesta, früher weniger korrekt Zendavesta genannt, die heiligen Bücher der zoroastrischen Religion, teils die altpersischen Keilinschriften<sup>1)</sup> sind), dürfen wir unter den älteren Gelehrten, deren Bedeutung sich über dieses Gebiet hinaus bis auf das der allgemeinen Sprachwissenschaft erstreckt, ausser den schon genannten Männern Forscher wie TH. BENFEY (1809—1881)<sup>2)</sup> und N. L. WESTERGAARD (1815—1878) nicht vergessen. Dieser hat — abgesehen von seinen Beiträgen zur Deutung der Keilinschriften und seiner Ausgabe des „Zendavesta“ — besonders durch sein Werk *Radices linguae sanscritae* (1840—41) Bedeutung erlangt.<sup>3)</sup> Es ist ein Wörterbuch von allen Verbalwurzeln der Sprache, angelegt auf Grund des Verzeichnisses der indischen Grammatiker von diesen, aber mit kritischer Sichtung und mit reichhaltiger Beispielsammlung für alle in der Literatur wirklich vorkommenden Wurzeln. Als Wörterbuch der Wurzeln wurde diese Sammlung erst überflüssig durch den Abschluss des grossen, von der Petersburger Akademie herausgegebenen „Sanskritwörterbuchs“ von BÖHTLINGK und ROTH (sieben Bände, 1855—75).

<sup>1)</sup> Über ihre Entzifferung, an der auch dänische Gelehrte (u. a. Rask, siehe oben S. 49 Fussnote) teilgenommen haben, siehe z. B. FR. SPIEGEL, Die altpersischen Keilinschriften, Leipzig 1862; 2. Aufl. 1881. Wie dies wieder den Schlüssel zur Deutung der grossen Menge von assyrisch-babylonischen Keilinschriften gab, darauf kann ich hier ebensowenig eingehen wie auf die Besprechung eines anderen Sprösslings des 19. Jahrhunderts, der Ägyptologie.

<sup>2)</sup> Siehe den ausführlichen Nekrolog von A. Bezzenberger, einem der ihm am nächsten stehenden Schüler, in dessen „Beiträgen“ VIII, S. 234ff.

<sup>3)</sup> Von seinem Leben und seiner Tätigkeit habe ich eine Schilderung gegeben in Vidensk. Selsk. Oversigt 1878, S. 78ff. [neu abgedruckt in V. Thomsens Saml. Afh. I, S. 145ff.]; ins Deutsche übersetzt von Bezzenberger in Beitr. V, S. 248ff.

Dass man in seiner bewundernden Freude über all das Neue, das dabei herauskam, bisweilen zu weit ging, dass man die Bedeutung des Sanskrit überschätzte und die Formen dieser Sprache durchaus für älter und ursprünglicher hielt als die aller übrigen Sprachen, ja dass einzelne sogar so weit gingen, im Sanskrit selbst die Grundsprache aller anderen verwandten Sprachen zu sehen — all das können wir nunmehr vollkommen begreifen, indem wir zugleich auch einräumen müssen, dass es damals manches gab, was eine solche Übertreibung entschuldbar macht.

Dieser Umstand war zum Teil der Grund dafür, dass die vergleichende Sprachwissenschaft mit ihrer starken Betonung des Sanskrit lange Zeit hindurch dem grössten Unwillen auf Seiten der klassischen Philologie begegnete. Diese hatte von früherer Zeit her ihr eigenes System, ihre eigene sprachliche Methode, und man konnte wohl nicht verlangen, dass sie diese ohne weiteres aufgebe, zumal da diese Wissenschaft gleichzeitig auf andere Weise einen so grossartigen Aufschwung nahm. Unter diesen Umständen musste es die klassischen Philologen kränken, wenn sie sahen, dass alles nun „sanskritisiert“ werden sollte, und wenn sie all die kühnen Hypothesen vernahmen, die über Wörter und Formen der klassischen Sprachen vorgebracht wurden, und die Oberflächlichkeit und die vielen Veründigungen gegen die Sprachen selbst, die bei den Forschern, welche sich mit Griechisch und Latein nur zu sprachvergleichenden Zwecken beschäftigen, unleugbar oft zutage traten.

Als der Mann, dem wohl das grösste Verdienst gebührt, zum Ausgleich dieser Kluft beigetragen zu haben, muss GEORG CURTIUS (1820—1885) genannt werden. Selbst ein klassischer Philologe, hat er sich durch seine Arbeiten über die griechische Sprache in hohem Masse um die historisch-vergleichende Sprachwissenschaft verdient gemacht. Sein Hauptwerk sind die „Grundzüge der griechischen Etymologie“ (1858—62, fünfte Auflage 1879). Nach einer ausführlichen und interessanten Einleitung über die Geschichte der griechischen Sprachwissenschaft in der neueren Zeit und über die allgemeinen Grundsätze der Sprachvergleichung gibt er eine grosse Fülle von etymologischen Zusammenstellungen und im letzten Teile des



Werkes behandelt er eine Reihe sporadisch auftretender Erscheinungen. Dieses Werk hat noch immer seine Bedeutung, wenn man auch sagen muss, dass namentlich im letzten Teil das meiste jetzt veraltet ist. Ferner muss sein Buch „Die Bildung der Tempora und Modi im Griechischen und Lateinischen“, 1846, genannt werden, vollständig umgearbeitet unter dem Titel „Das Verbum der griechischen Sprache“ (1873—76, zweite Auflage 1877—80). Auch seine für den Schulgebrauch bestimmte „Griechische Grammatik“ (1852 und sehr viele spätere Auflagen) und die sich daran schliessenden „Erläuterungen zu meiner griechischen Grammatik“ (1863 und mehrfach später aufgelegt) waren dadurch bedeutungsvoll, dass sie die Ergebnisse der neueren Sprachwissenschaft aufnahmen und die klassischen Philologen mit ihnen vertrauter machten. Auf einige andere seiner Arbeiten werden wir später zurückkommen.<sup>1)</sup> Viele wichtige Abhandlungen seiner Schüler sind veröffentlicht in den von ihm herausgegebenen „Studien zur griechischen und lateinischen Grammatik“ (zehn Bände, 1868—78).

Auf dem Gebiete des Lateinischen wurde in dieser Zeit namentlich von W. CORSSEN (1820—1875) gearbeitet, dessen Hauptwerk „Über Aussprache, Vocalismus und Betonung der lateinischen Sprache“ (1858, zweite Auflage 1868—70) betitelt ist. Doch steht er weit hinter Curtius zurück. Zwar hat er eine Menge Stoff gesammelt, aber es mangelt ihm sowohl an sicheren Kenntnissen als an Methode, und dieser Mangel wird nur allzuoft durch gewagte Hypothesen wettgemacht. Sowohl dieses als auch seine anderen Werke können jetzt zum grössten Teile als veraltet angesehen und nur mit grosser kritischer Vorsicht benutzt werden.

Wenn die Kluft zwischen der klassischen Philologie und der vergleichenden Sprachwissenschaft, wie man wohl sagen darf, allmählich ganz ausgeglichen wurde, so dass die beiden Wissenschaften bei den jüngeren Generationen vollständig Hand in Hand miteinander arbeiten, steht dies damit in Zusammenhang, dass sich beide verändert und beide einander in ihrer späteren Entwicklung in so reichem Masse unterstützt haben.

---

<sup>1)</sup> Genauerer über G. Curtius z. B. in Bezzenbergers Beitr. X, S. 325 ff. (von Angermann).

Die starke „Sanskritisierung“, die im Anfang auf die klassischen Philologen so abschreckend gewirkt hatte, ist nach und nach sehr zurückgetreten, als man sich immer mehr darüber klar wurde, dass das Sanskrit keineswegs stets die ältesten Formen darbiete, sondern dass ihm auch die anderen Sprachen und namentlich das Griechische in vielen Punkten ganz ebenbürtig zur Seite stehen, ja dass sie in gewissen Beziehungen das Sanskrit sogar an Ursprünglichkeit übertreffen. Hat dabei die vergleichende Sprachwissenschaft viel von der ganzen neueren philologischen Kritik gelernt, so hat sie anderseits der Philologie neue grosse Gebiete eröffnet, z. B. durch die Untersuchung der griechischen Dialekte und die Deutung der griechischen Inschriften, durch die Heranziehung der alten italischen Sprachen, die neben dem Latein stehen,<sup>1)</sup> und überhaupt durch all das Licht, das im weitesten Sinne des Wortes auf die Geschichte der alten klassischen Sprachen geworfen wurde — und zu all diesen Ergebnissen konnte man nur auf dem Wege der Sprachvergleichung gelangen. Einen Beweis für den vollständigen Ausgleich gewährt z. B. der Umstand, dass in Iwan Müllers Handbuch der klass. Philologie II die griechische Grammatik von einem der vornehmsten Vertreter der vergleichenden Sprachwissenschaft behandelt ist, von K. BRUGMANN.

Aber nicht nur das Studium des Sanskrit und der klassischen Sprachen war für die vergleichende historische Sprachwissenschaft von Wichtigkeit und empfing seinerseits wieder von ihr neue befruchtende Anregungen, sondern auch anderen Sprachgruppen wandte man nun sein Augenmerk zu und das eingehende Studium dieser rief wieder eine Reihe von neuen lebenskräftigen „Philologien“ hervor, die rasch eine grosse Entwicklung erlangten und sehr bedeutungsvolle Ergebnisse zeitigten, zum Teil eben darum, weil gerade diese Philologien unmittelbar aus der neuen Sprachwissenschaft hervorgingen und sich ihre Methode zu eigen machten.

---

<sup>1)</sup> Die wissenschaftliche Deutung der umbrischen Inschriften begann mit AUFRECHT und KIRCHHOFF, Die umbrischen Sprachdenkmäler, 1849 — 51, die der oskischen mit MOMMSEN, Die unteritalischen Dialekte, 1850. Aber später wurde hieran von vielen anderen weitergearbeitet; auf nordischer Seite sei besonders SOPHUS BUGGE hervorgehoben. Vgl. jetzt das grosse Hauptwerk: R. v. PLANTA, Grammatik der oskisch-umbrischen Dialekte (zwei Bände, Strassburg 1892—97).

So seien denn zuerst alle aus dem Latein stammenden Sprachen, die romanischen, erwähnt. Schon aus früherer Zeit gab es wohl Untersuchungen, die sich mit diesen beschäftigten; einige ältere wurden oben S. 35 angeführt, und im Anfange des 19. Jahrhunderts machte sich der Franzose RAYNOUARD durch seine Arbeiten über provenzalische Sprache und Literatur verdient, während er noch über das allgemeine Verhältnis der romanischen Sprachen nur ziemlich unklare Vorstellungen hatte. Doch all dies wurde ganz in Schatten gestellt durch die Arbeiten, die wir dem deutschen Sprachforscher FR. DIEZ (1794—1876) verdanken. Er muss mit Recht als der eigentliche Begründer der romanischen Philologie bezeichnet werden. Seine Hauptwerke sind die „Grammatik der romanischen Sprachen“ (drei Bände, 1836, 1838, 1844 und fünf spätere Ausgaben, auch auf französisch) und das „Etymologische Wörterbuch der romanischen Sprachen“ (zwei Bände, 1853, vier Auflagen). Er fand bald eine Menge Nachfolger teils in Deutschland, teils natürlich in den romanischen Ländern selbst; so nenne ich in Frankreich ausser É. LITTRÉ (1801—1881), der eine etwas eigentümliche Sonderstellung einnimmt, die beiden, jeden auf seine Weise ausserordentlich hervorragenden Romanisten GASTON PARIS (1839[—1903]) und PAUL MEYER (1840 [—1917]), in Italien den vielseitigen Sprachforscher G. I. ASCOLI (1829[—1907]); aber an diese hat sich eine grosse Schule jüngerer Romanisten angeschlossen, die über die ganze Welt verbreitet ist, auch über die nordischen Länder. Die romanische Philologie hat zufolge des grossen allgemeinen Interesses, das sich an ihren Gegenstand knüpft, und der ihr eigenen jugendlichen und lebensfrischen Natur nach und nach einen ganz ausserordentlichen Aufschwung genommen und trotz ihres noch nicht langen Lebens schon eine solche Entwicklung und einen solchen Umfang erreicht, dass sie in dieser Beziehung vielleicht nur hinter der klassischen Philologie zurücksteht.<sup>1)</sup> Auch auf die allgemeine Sprachwissenschaft hat die romanische Philologie einen bedeutungsvollen Rückschlag ausgeübt und für diese bietet sie ein ganz besonderes Interesse. Nirgends in der Welt haben wir sonst wie hier eine Sprachentwicklung, die nur mit verhältnismässig

---

<sup>1)</sup> Vgl. GRÖBER, Grundriss der romanischen Philologie, 1888 ff.

kurzen Unterbrechungen durch einen Zeitraum von mehr als 2000 Jahren verfolgt werden kann und sich dabei in Formen bewegt, deren jede zu ihrer Zeit weltgeschichtliche Bedeutung erlangt hat und verhältnismässig leicht auch von dem zu erfassen und zu verstehen ist, der nur allgemeinsprachliche Bildung besitzt. Nirgends in der Welt sehen wir sonst in so grosser Ausdehnung und in so grosser Mannigfaltigkeit wie hier all die Kräfte in Tätigkeit, die überhaupt die Entwicklung und die Veränderungen der Sprachen bedingen, und die Kenntnis der Geschichte der romanischen Sprachen ist daher für jeden Sprachforscher von grosser Bedeutung und besonders dazu geeignet, alle vorhergefassten Meinungen und aprioristischen Schlüsse über die Sprachentwicklung im allgemeinen zu verhindern.

Dass ferner die germanischen und besonders auch die nordischen Sprachen seit der Zeit Rasks und Grimms für sehr viele Forscher sowohl in Deutschland als auch im Norden Gegenstand eingehender und umfassender Untersuchungen gewesen sind, ist selbstverständlich; aber es würde uns zuweit vom Wege abführen, wollten wir nun bei den Einzelheiten in der reichen Entwicklung der germanischen und besonders der nordischen Philologie verweilen.<sup>1)</sup>

Eine andere Sprachgruppe, die zufolge des grossen Formenreichtums der ihr angehörenden Sprachen sowie ihrer eigentümlichen Klarheit und Ursprünglichkeit ein ausserordentlich grosses Interesse im Kreise der indoeuropäischen Sprachen bietet und nach und nach eifrig studiert wurde, bilden die slavischen Sprachen und auch das Litauische, das eine selbständige Stellung einnimmt, wenn es auch besondere Berührungen mit jenen zeigt. Nicht geringe Verdienste um diese beiden Sprachgruppen, namentlich jedoch um das Litauische, hat sich ein Mann erworben, auf den wir sogleich zurückkommen werden, nämlich A. SCHLEICHER. Derjenige jedoch, dem das grösste Verdienst um die vergleichende Behandlung der slavischen Sprachen gebührt, ist FRANZ MIKLOSICH (1813—1891). Sein Hauptwerk ist die „Vergleichende Grammatik der slavischen Sprachen“ (vier Bände, 1852—74; I. Lautlehre und III. Flexions-

---

<sup>1)</sup> Vgl. R. v. RAUMER, Geschichte der german. Philologie, München 1870; H. PAUL, Grundriss der german. Philologie, Strassburg 1891 ff.



lehre [„Wortbildungslehre“] in zweiter Auflage 1876); ferner „Etymologisches Wörterbuch der slavischen Sprachen“ (1886), dazu eine Menge anderer Arbeiten.

Die historische Sprachforschung ist es auch, auf Grund deren man erst begann, tiefer in die keltischen Sprachen einzudringen. Ein Hauptwerk über diese ist dem auch auf anderen Gebieten <sup>1)</sup> hochverdienten JOH. K. ZEUSS (1806—1856) zu verdanken, nämlich „Grammatica Celtica“ (1853; zweite Auflage von H. EBEL, 1871). Dieser folgten Arbeiten von englischen, französischen und deutschen, später auch von dänischen Sprachforschern; doch ist die Anzahl der Keltologen nicht gross, woran wohl hauptsächlich die eigentümlichen Schwierigkeiten schuld sind, die diese Sprachen darbieten.

Hier kann nur angedeutet werden, dass ausser all dem allmählich auch eine grosse Arbeit geleistet wurde, um die für die indoeuropäischen Sprachen ausgebildete Methode auf andere Sprachstämme anzuwenden, z. B. den semitischen — dessen altbekanntes Gebiet durch neue Eroberungen für die Wissenschaft erweitert wurde, so die des Assyrischen —, die finnisch-ugrischen,<sup>2)</sup> die türkischen<sup>3)</sup> und andere Sprachen,

<sup>1)</sup> [Besonders durch das wichtige Werk „Die Deutschen und die Nachbarstämme“, 1837. Vgl. über ihn und die keltische Philologie E. KUHN, Johann Kaspar Zeuss, München 1906.]

<sup>2)</sup> [Von Forschern wie den Finnen M. A. CASTRÉN (1813—1852), AUG. AHLQVIST, OTTO DONNER, A. GENETZ und später E. N. SETÄLÄ, H. PAASONEN, Y. WICHMANN u. a. m., in Ungarn von dem seiner Geburt nach Deutschen JOS. BUDENZ, von S. SIMONYI, J. SZINNYEI u. a. m., sowie von mehreren nordischen Gelehrten. Ein wichtiges Mittel, das für den vollständigen Mangel an alten Sprachdenkmälern einen Ersatz bietet und dabei ein neues Licht auf die Stammsprachen zurückwirft, besitzen wir in der grossen Menge von Lehnwörtern, die in sehr alten Zeiten aus verschiedenen älteren bekannten indoeuropäischen Sprachen aufgenommen wurden und namentlich in Finnland in merkwürdig unveränderter Form bis auf den heutigen Tag bewahrt sind; vgl. VILH. THOMSEN, Den gotiske sprogklassens indflydelse på den finske, Kopenhagen 1869, neu bearbeitet in Saml. Afh. II, S. 49—238, deutsch von E. Sievers, Halle 1870; Beröringer mellem de finske og de baltiske (litauisk-lettiske) sprog, Kopenhagen 1890 (K. D. Vidensk. Selsk. Skrifter, 6. R., I.)]

<sup>3)</sup> [Für die wissenschaftliche Erkenntnis dieser Sprachen wurde ein neuer Grund gelegt einerseits dadurch, dass die im wesentlichen aus dem achten Jahrhundert stammenden, in einer vorher unbekannten, runenähnlichen Schrift verfassten alttürkischen Inschriften aus der Mongolei und

oder um fernerliegende, bisher unbekannte oder weniger studierte Sprachen ans Licht zu ziehen und zu behandeln; grosse Fortschritte sind in dieser Hinsicht gemacht worden und da zum grossen Teil durch nichtdeutsche Sprachforscher.

Dagegen muss ich etwas länger bei einem Mann verweilen, der für einige Zeit den Höhepunkt und zugleich den Abschluss der ersten Periode in der Geschichte der neueren vergleichenden Sprachwissenschaft bezeichnet, bei AUGUST SCHLEICHER (1821—1868).<sup>1)</sup> Die erste Arbeit, durch die er die Aufmerksamkeit auf sich lenkte, trug den Titel „Sprachvergleichende Untersuchungen“ (Bonn 1848). Sie besteht aus zwei Abhandlungen: 1. „Über den Zetacismus“, d. h. die Erscheinung, dass gewisse Konsonanten unter dem Einfluss eines *j* (*i*) verändert werden, z. B. schwed. *kött*, *giva*, ital. *giorno*, frz. *jour* aus lat. *diurnum* u. ä., was hier in einer Menge verschiedener Sprachen nachgewiesen wird; 2. „Die Sprachen Europas“, eine Übersicht über alle älteren und jüngeren Sprachen Europas mit ihren Seitenästen in anderen Erdteilen, besonders nach den allgemeinen Grundsätzen ihres Baues betrachtet. In den folgenden Jahren wandte sich Schleicher besonders Spezialstudien auf dem Gebiete der slawischen Sprachen und des Litauischen zu, indem er auf sie seine eigentümliche sprachhistorische Methode anwandte. 1852 erschien seine „Formenlehre der kirchenslawischen sprache“ und 1856—57 sein sehr wichtiges „Handbuch der litauischen sprache“ (I. Grammatik, II. Lesebuch, Volkslieder, Volksmärchen u. ä. enthaltend, mit Glossar). Da erhielt man zum ersten Male eine ausführliche Darstellung dieser in historischer Hinsicht so ausserordentlich interessanten

---

Südsibirien ans Licht gebracht und gedeutet worden (VILH. THOMSEN, *Déchiffrement des inscriptions de l'Orkhon et de l'Énéisséi*, Vidensk. Selsk. Oversigt 1893, Saml. Afh. III, S. 3 ff., und *Inscriptions de l'Orkhon déchiffrées*, Helsingfors 1896; W. RADLOFF, *Die alttürkischen Inschriften der Mongolei*, St. Petersburg 1895—1899), anderseits durch die neuen, grossartigen Funde aus Ostturkestan; diese haben nebst einer Menge alttürkischer (uigurischer) Texte, deren älteste wohl etwa aus derselben Zeit stammen wie jene Inschriften, auch einen ungeahnten Reichtum an Handschriften zutage gefördert, die in verschiedenen, höchst merkwürdigen und bisher ganz unbekannten indoeuropäischen Sprachen abgefasst sind (Sogdisch, Sakisch(?), „Tocharisch“).]

<sup>1)</sup> Vgl. S. LEFMANN, August Schleicher, Leipzig 1870.

Sprache, in die sich Schleicher durch einen halbjährigen Aufenthalt in Litauen sorgsam eingearbeitet hatte, wenn es da auch z. B. in den feineren Akzentverhältnissen Erscheinungen gibt, die er nicht richtig erfasst hatte.

In den Jahren 1861—62 endlich erschien sein epochemachendes Hauptwerk, in dem er sein ganzes System der indoeuropäischen Sprachen mittheilte: „*Compendium der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen*“ (vierte Auflage 1876). Daran schliesst sich eine „Indogermanische chrestomathie“, von ihm selbst und von einigen seiner Schüler bearbeitet (1868), die Proben der im Compendium behandelten Sprachen enthält; doch diese sind freilich zum grössten Theile zu kurz, als dass man etwas ordentliches daraus lernen könnte. Ferner sei sein Buch „Die deutsche sprache“ (1860, dritte Auflage 1874) erwähnt, das danach strebt, mehr populär zu sein, und in dem er zuerst in einer ausführlichen Einleitung seine allgemeinen Grundsätze entwickelt und sie nachher besonders auf das Deutsche anwendet (übrigens gebraucht er in derselben unglücklichen und willkürlichen Weise wie Grimm das Wort „deutsch“ als gemeinsame Bezeichnung für alle gotisch-germanischen Sprachen).

Wir wollen nun sein System, wie es namentlich in seinem „Compendium“ zutage tritt, etwas genauer betrachten. Er gibt da in der Einleitung zuerst eine kurze Darstellung seiner allgemeinen Gesichtspunkte und behauptet, dass die Sprachwissenschaft am engsten mit den Naturwissenschaften zusammengehöre, eine Ansicht, die auch in verschiedener Weise auf seine Auffassung vieler Einzelheiten Einfluss hat; er hebt hervor, dass man nicht für alle Sprachen eine gemeinsame Ursprache annehmen kann, sondern dass es viele solche gegeben haben müsse, und er stellt — mit Definitionen, die auf einem allzu doktrinären Schematismus beruhen — die drei bekannten Arten von Sprachen auf, 1. „isolierende Sprachen“ (z. B. das Chinesische), die aus lauter unveränderlichen Wurzeln bestehen, 2. „zusammenfügende Sprachen“ (wie die finnischen, tatarischen u. a.), welche an die unveränderliche Wurzel andere Wurzeln fügen, die die Funktion ausdrücken, 3. „flektierende Sprachen“ (nur die „indogermanischen“ und die semitischen), in denen die so zusammengefügten Wurzeln überdies noch

veränderlich werden. Diese drei Arten bezeichnen nach ihm zugleich drei Entwicklungsstufen, die nur die beiden zuletzt genannten Sprachstämme vollkommen durchlaufen haben. In einer Weise, die wir nun ganz willkürlich finden würden, teilt er hierauf „das Leben der Sprache“ in zwei Abschnitte: 1. „die Entwicklung der Sprache“, die vorhistorische Periode, 2. „den Verfall der Sprache“, die historische Periode, indem er ohne weiteres alle Veränderungen als „Verfall“ betrachtet.<sup>1)</sup> Endlich gibt er eine Übersicht über die „indogermanischen“ Sprachen und ihre Verwandtschaftsverhältnisse, die er in einer graphischen Darstellung in Form eines Stammbaums zusammenfasst. Die Hauptpunkte sind dabei, dass er sich einen gemeinsamen Stamm denkt, der sich zuerst in zwei Hauptäste spaltet. Der eine von diesen teilt sich wieder in zwei Äste: Das Arische (das Indische und das Iranische) und das Südeuropäische (das Griechische und sodann das Italische und das Keltische). Der zweite Hauptast teilt sich ebenso in zwei Äste, von denen aus dem einen das Slavische und Litauische, aus dem andern das Germanische wird. Auf einige einzelne Fragen, die mit einer solchen Aufstellung zusammenhängen, werde ich später zurückkommen. — Im Werke selbst behandelt er in eigentümlich kurzer und gedrängter Form alle älteren Sprachen unseres Sprachstamms auf gleiche Weise in einer Reihe paralleler Grammatiken, aber so, dass die Hauptsache immer der Nachweis bildet, wie sich in jeder Sprache die verschiedenen Formen aus den angesetzten gemeinsamen Grundformen entwickelt haben.

Wie bereits hieraus hervorgeht, schliesst sich Schleicher in den allgemeinen Gesichtspunkten, die den Ursprung der Formen unseres Sprachstamms betreffen, im ganzen, wenn auch nicht in allen Einzelheiten, an Bopp an. Wie dieser geht er davon aus, dass die Wurzeln, die allen Wörtern in der Sprache zugrunde liegen, immer nur aus einer Silbe bestehen; er unterscheidet wie Bopp zwei Klassen von Wurzeln, Verbal- und Pronominalwurzeln, und wie Bopp betrachtet er die Ableitungs-

<sup>1)</sup> Diese Teilung ist übrigens nicht von Schleicher erfunden, sondern findet sich in einer etwas abweichenden Form bei der ganzen älteren Schule in Deutschland wieder und stammt wohl ursprünglich von W. v. Humboldt. Vgl. E. WECHSSLER, Giebt es Lautgesetze?, Halle 1900, S. 38 ff.



und Beugungsendungen als ursprünglich selbständige Wurzeln oder Wörter, die an den Stamm oder die Wurzel angefügt sind; diese Bildungsweise wird nach seiner Anschauung auch auf dem Gebiete der einzelnen Sprachen fortgesetzt; so sind z. B. die lateinischen Perfektformen *amavi* = Stamm *ama* + Perfektform *fui*, *scripsi* = *scrib* + *ēsi*, d. i. das angenommene alte Perfektum der Wurzel *es*, „*as*“ ‘sein’.

Ein wesentlicher Unterschied besteht jedoch in der ganzen Art und Weise, wie ihre Systeme dargestellt werden. Was zunächst die Form der Arbeiten betrifft, so ist Bopps Werk mit einer behaglich räsonierenden Breite geschrieben, dasjenige Schleichers hingegen in lauter kurzen systematischen Regeln und Paragraphen; Delbrück<sup>1)</sup> vergleicht treffend Bopps Werk mit einer Darstellung eines interessanten Prozesses, Schleichers Werk mit den Paragraphen einer Gesetzesammlung. Ein grosser Unterschied besteht ferner in dem gegenseitigen Verhältnis der verschiedenen Teile der Grammatik, indem bei Schleicher die Lautlehre fast die Hälfte des ganzen Werkes einnimmt, während diese Partie bei Bopp eine ganz untergeordnete Rolle spielte. Schleicher stellt nun bei jeder Sprache eine Reihe von Gesetzen für die in ihr eingetretenen Veränderungen der angesetzten ursprünglichen Laute auf. Aber diese Gesetze, wie sie Schleicher formuliert, sind doch lange nicht wirkliche Gesetze; denn es gibt stets Ausnahmen von ihnen, die er nicht erklären kann, noch zu erklären versucht; wir erfahren zum großen Teil nur die verschiedenen Übergänge, die bei jedem Laut stattfinden, aber, wann das eine und wann das andere Ergebnis eintritt, das wird hauptsächlich nur durch Beispiele dargetan und nicht näher begründet. Dazu kommt noch, dass er diesen Lautgesetzen oder den auf solchen begründeten Lautveränderungen einen allzugrossen Umfang beimisst; fast alle Veränderungen, die überhaupt im Laut- und Formensystem eingetreten sind, sucht er soweit wie möglich unter solchen Gesetzen unterzubringen, und, wenn er auch bisweilen Neubildungen und das anerkennt, was er als „falsche Analogie“ bezeichnet, so unterschätzt er doch im ganzen in allzuhohem Masse die

---

<sup>1)</sup> Einleitung in das Sprachstudium<sup>3</sup>, S. 46, wo er überhaupt eine sehr gute Charakteristik von Schleicher gibt [in der fünften Auflage S. 89].

Bedeutung des psychischen Moments in jeder Sprachentwicklung, was mit seiner Grundauffassung der Sprachwissenschaft in Zusammenhang steht.

Der auffälligste Unterschied und das für die ganze Methode Schleichers Kennzeichnendste besteht jedoch in etwas anderem. Er macht nämlich dabei nicht halt, dass er die Übereinstimmung zwischen Wörtern oder Formen verschiedener verwandter Sprachen nachweist und ihren möglichen Ursprung andeutet. Wenn diese Übereinstimmung vollständig ist, den Lautgesetzen gemäss, so sagt sie ja nichts anderes, als dass die betreffenden Wörter oder Formen ursprünglich einen gemeinsamen oder identischen Ausgangspunkt gehabt haben müssen und die Verschiedenheit zwischen ihnen nur eine Folge der verschiedenen Lautveränderungen ist, die in den verschiedenen Sprachen eingetreten sind. Man muss also annehmen, dass es eine Zeit gegeben hat, da die verschiedenen einander beigeordneten Sprachen unseres Sprachstamms noch nicht existierten, sondern da es nur eine Sprache gab, aus der sich diese nach und nach entwickelt haben. Das Eigentümliche an Schleichers Methode ist nun, dass er stets auf diese vermutete gemeinsame Stufe zurückgeht, auf „die indogermanische Ursprache“ (also etwas ganz anderes als die willkürlichen Träume früherer Zeiten von einer gemeinsamen Ursprache), und ein wesentliches Ziel für ihn ist es gerade, durch Vergleichung der verschiedenen Einzelsprachen, nach Abzug von all dem, was der Sonderentwicklung der einzelnen Sprachen angehört, jene unbekannte Ursprache zu rekonstruieren. Z. B. sanskr. *ajra-s* = gr. *ἄργός* = lat. *ager* = got. *akrs* 'Acker'; da ein got. *k* = ursprünglichem *g* ist und ein *a* vor dem Nominativzeichen *s* fortgefallen ist, lässt die gotische Form also ein ursprüngliches *\*agras*<sup>1)</sup> voraussetzen; die lateinische Form ist aus einer Form *\*agros* abgeschliffen, die zu der griechischen stimmt, in der *o* nach Schleichers Meinung aus einem ursprünglichen *a* entstanden ist, also ebenfalls *\*agras*, und sanskr. *j* (ausgesprochen ungefähr wie im Englischen oder wie *dj*) steht für ein älteres *g*; *\*agras* ist so

---

<sup>1)</sup> Schleicher hat die seither allgemein angenommene Einführung getroffen, dass eine nicht wirklich vorkommende, sondern nur vermutete Form durch ein vorangesetztes \* bezeichnet wird.

nach Schleicher die ursprüngliche gemeinsame Form der Ursprache. 'Er trägt' heisst auf sankr. *bharati*, gr. *φέρει*, lat. *fert*, got. *bairiþ* usw.; als gemeinsame Grundform setzt er dieselbe an, die auch im Sanskrit auftritt, nämlich *bharati*, und so geht es weiter. In seiner Darstellung des Systems geht er also immer von den vermuteten Grundformen aus, und er sucht zu zeigen, wie die Formen in den alten Einzelsprachen aus diesen entstanden sind. Schleicher ist selbst so weit gegangen, dass er einen ganzen zusammenhängenden Text, eine kleine Fabel, in dieser Sprache konstruiert hat.

Dieser Gedanke selbst ist genial und hat sich an und für sich als sehr fruchtbringend für die weitere Entwicklung der Sprachwissenschaft erwiesen. Wollten wir aber fragen, ob es Schleicher auch gelungen ist, bei seiner Rekonstruktion dieser Ursprache zu einem überzeugenden oder bleibenden Ergebnis zu gelangen, so muss die Antwort ein bestimmtes Nein sein. Denn was ist eigentlich diese Ursprache? Für Schleicher ist sie eigentlich nur die Stufe, die die Grenze zwischen den beiden von ihm aufgestellten grossen Perioden im Leben der Sprache bildet, zwischen Entwicklung und Verfall. Aber selbst als solche kann sie ja keine stillstehende Einheit gewesen sein; sie muss sich durch einen Zeitraum vielleicht von Jahrtausenden erstreckt und sich natürlich im Laufe der Zeit bedeutend verändert haben, abgesehen davon, dass sie auch seit ungeheuer fernen Zeiten den Keim zu verschiedenen Dialekten in sich getragen haben muss. Fasst man jedoch die Sache so einfach und schematisch auf, wie sie bei Schleicher dargestellt wird, so muss man sagen, dass die Sprachform, zu der man durch Vergleich der verschiedenen Einzelsprachen möglicherweise gelangen kann, nur diejenige sein kann, die mutmasslich gesprochen wurde, unmittelbar bevor die verschiedenen Einzelvölker begannen, sich von der gemeinsamen Stufe aus zu trennen. Aber Schleicher hält nicht immer daran fest; er geht oft weiter und über das hinaus, was man in Wirklichkeit aus der Vergleichen schliessen kann. Das Wort für 'Vater' heisst z. B. im Nominativ auf Sanskrit *pitā*, gr. *πατήρ*, lat. *pater*, got. *fadar*, altisl. *faðir* und zeigt entsprechende Formen in anderen Sprachen, überall ohne das *s*, das wir sonst regelmässig als Nominativzeichen finden. Die Formen würden also — vorausgesetzt, dass Schleicher

recht daran tut, den Vokal als *a* anzusetzen — auf eine gemeinsame Grundform *\*patār* oder möglicherweise sogar *\*patā* hinweisen. Aber Schleicher geht darüber hinaus und meint, dass an den Stamm *patar-* unbedingt das Nominativzeichen *s* angefügt, die Grundform also *\*patars* sein müsse; alle weiteren Veränderungen setzt er auf Rechnung der Einzelsprachen, z. B. gr. *πατήρ* statt *\*πατερ-s* mit Abwerfung des *s* und „Ersatzdehnung“ des aus *a* entstandenen *e*. Hier kann jedoch nie ein *s* vorhanden gewesen sein; für die östlichen Sprachen muss die Grundform auf *-tē*, für die übrigen auf *-tēr* geendigt haben.

Aber daran schliessen sich nun noch andere Bedenken bezüglich vieler Einzelheiten, doch will ich hier nur einen Punkt von durchgreifender Bedeutung hervorheben. Schleicher geht davon aus, dass die vermutete Ursprache nur verhältnismässig wenige Laute hatte, z. B. an einfachen Vokalen keine anderen als *a*, *i*, *u*. Der Grund zu dieser Annahme war einerseits, dass das Sanskrit keine anderen als diese drei Hauptvokale hat, kein kurzes *e*, *o*, andererseits, dass Grimm (mit Unrecht, wie wir sehen werden) behauptet hatte, die germanischen Sprachen hätten ursprünglich auch keine anderen Vokale als dieselben drei besessen. Daneben stellt er die zwei Reihen *ā* (*a* + *a*), *ai*, *au* und *ā* (*ā* + *a*), *āi*, *āu*, die er als erste bzw. zweite „Steigerung“ der Grundvokale bezeichnet, entsprechend dem *guṇa* und *vrddhi* (siehe oben S. 6) der Inder, und die er als dadurch entstanden betrachtet, dass man — wie dies geschah, ist unbestimmt — ein *a* bzw. *a* + *a* vor den Grundvokal gesetzt hat. Auf ähnliche Weise nimmt er auch eine verhältnismässig beschränkte Anzahl von Konsonanten an. Alle weiteren Veränderungen verlegt er dann in die einzelnen Sprachen, wobei sich z. B. das ursprüngliche *a* in *a*, *e* oder *i*, *o* oder *u* soll gespalten haben, ohne dass man übrigens irgendeinen Grund dafür sieht. Dass gegen all dies gewichtige Einwände zu erheben sind und demnach die Form, in der Schleicher die „indogermanische Ursprache“ rekonstruieren wollte, unmöglich ein wirkliches Bild der vermuteten gemeinsamen Sprache geben kann, werden wir sehr bald sehen. Aber darum muss doch eingeräumt werden, dass der Weg, den Schleicher hier gewiesen, die geniale Methode, die er hier eingeführt hat, von grösster Bedeutung geworden ist und — in



den richtigen Grenzen gehalten — in unserer Wissenschaft nicht mehr entbehrt werden kann, als ein bequemer, wenn auch immer etwas subjektiver, nach den verschiedenen Auffassungen wechselnder Ausdruck dafür, wie man sich die Entwicklung auf nicht überlieferten Stufen in der Geschichte der Sprachen zu denken hat.

Unstreitig ist es Schleicher, der, vielleicht zusammen mit G. Curtius, der indoeuropäischen Sprachforschung in der auf die Mitte des Jahrhunderts unmittelbar folgenden Zeit vor allem das Gepräge gegeben hat, jedoch nicht ohne Widerstand auf verschiedenen Seiten zu begegnen, so unter den Älteren, besonders bei Pott und Benfey. Aber gleichzeitig konnte sich die neue Sprachwissenschaft einer beständig steigenden Zahl von jüngeren Verehrern erfreuen, welche die Untersuchung der sprachlichen Erscheinungen mehr und mehr vertieften und deren jeder auf seine Weise dazu beitrug, den grossen Umschwung herbeizuführen, der etwa von der Mitte der 70er Jahre an datiert werden kann. Ich nenne von deutschen Sprachforschern Männer wie JOHANNES SCHMIDT (1843—1901), AUG. LESKIEN (1840 [—1916]), dessen Spezialität die slawischen Sprachen und das Litauische waren, B. DELBRÜCK (1842[—1922]), der sich besonders durch seine syntaktischen Arbeiten verdient gemacht hat, den geistvollen Germanisten WILH. SCHERER (1841—1886), der auf allgemein sprachwissenschaftlichem Gebiet namentlich durch sein Werk „Zur Geschichte der deutschen Sprache“ (1868, zweite Auflage 1878) anregend gewirkt hat, das eine Menge geniale und neue, oft aber auch haltlose Gesichtspunkte bietet, AUG. FICK (1833[—1916]), dessen Hauptgebiet die Etymologie ist,<sup>1)</sup> ADALB. BEZZENBERGER (1851[—1922]), einen Spezialisten besonders für das Litauisch-Lettische, den Herausgeber der Zeitschrift „Beiträge zur Kunde der indogermanischen Sprachen“ (begonnen

---

<sup>1)</sup> Wörterbuch der indogermanischen Grundsprache, 1868; neu aufgelegt unter dem Titel Vergleichendes Wörterbuch der indogermanischen Sprachen, dritte Auflage, vier Bände, 1874—76, das jetzt schon veraltet ist. Von der vierten Auflage ist erschienen der zweite Band, bearbeitet von BEZZENBERGER, FICK und dem englischen Keltisten WHITLEY STOKES, 1891—94 [sowie 1909 der dritte Band, Wortschatz der Germanischen Sprach-einheit, bearbeitet von dem hervorragenden norwegischen Sprachforscher ALF TORP (1853—1916)].

1877), HERM. OSTHOFF (1847[—1909]) und, last not least, KARL BRUGMANN (1849[—1919]), dem wir ausser vielen anderen Arbeiten<sup>1)</sup> das grosse Hauptwerk, eine streng wissenschaftliche Kodifikation der indoeuropäischen Sprachforschung auf ihrem Standpunkt an der Jahrhundertwende verdanken, den „*Grundriss der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen*“ (I—II, 1—2 mit Registerband, 1886—93; I Einleitung und Lautlehre, erschienen in neuer Bearbeitung in zwei Teilen 1897 [II in drei Teilen Neubearbeitet 1906, 1911 und 1916], dazu III—V, Syntax, von DELBRÜCK, 1893—1900); von nordischen Forschern den genialen und universellen SOPHUS BUGGE (1833[—1907]), den geistvollen ES. TEGNÉR (geb. 1843) und den Dänen KARL VERNER (1846—1896), auf den wir alsbald zurückkommen werden; ferner den Franzosen MICHEL BRÉAL (1832[—1916]), den höchst verdienten italienischen Philologen G. I. ASCOLI (vergleiche S. 71), den Amerikaner W. D. WHITNEY (1827—1894), bekannt namentlich als Sanskritist und durch seine gediegenen Arbeiten über die Sprachwissenschaft im allgemeinen<sup>2)</sup> — noch eine Menge anderer Namen könnte genannt werden, gar nicht zu reden von den Vielen, die auf mehr begrenzten Gebieten Steine zum neuen Bau getragen, oder dem grossen Stab von jüngeren, die die Arbeit an diesem bis auf die neueste Zeit fortgesetzt haben.

Soll ich nun versuchen, in aller Kürze einige der Hauptgesichtspunkte anzudeuten, die den Gegensatz zwischen der älteren und der jüngeren Richtung (die eine Zeitlang die „junggrammatische“ genannt wurde) bezeichnen, so wie sich dieser

---

<sup>1)</sup> Seit 1892 gab er zusammen mit W. Streitberg die wichtige Zeitschrift „Indogermanische Forschungen“ heraus.

<sup>2)</sup> „Language and the Study of Language“ (1867 und öfter; auf Deutsch bearbeitet von J. Jolly unter dem Titel „Die Sprachwissenschaft“, München 1874); „Oriental and Linguistic Studies“ (zwei Bände, 1873—74); „The Life and Growth of Language“ (1875; deutsch von A. Leskien: „Leben und Wachstum der Sprache“, 1876; eine schwedische Bearbeitung von G. Stjernström: „Språket, dess lif ock utveckling“, Stockholm 1880). — Dagegen sind die bekannten „Lectures on the Science of Language“ von dem nach England übergesiedelten gebürtigen Deutschen MAX MÜLLER (1823—1900) mehr gestreiche Plaudereien, die in hohem Grade dazu beigetragen haben, das Interesse für die Sprachwissenschaft zu erwecken und zu verbreiten, aber selbständigen Wertes entraten. Seine Verdienste liegen auf anderen Gebieten (indische Philologie und Religionsgeschichte).

im letzten Viertel des verflossenen Jahrhunderts entwickelt hat,<sup>1)</sup> so möchte ich zuerst das steigende Misstrauen gegen die bei Bopp und noch bei Schleicher so stark in den Vordergrund tretenden Hypothesen über den ersten Ursprung der grammatischen Formen hervorheben. Dieses Misstrauen richtete sich einerseits gegen die Möglichkeit — wenigstens in dem von den genannten Forschern angestrebten Umfange — diesen Ursprung herauszufinden, anderseits gegen das von ihnen angenommene allgemeine Prinzip, die Agglutination. Unter den Versuchen, die in neuerer Zeit gemacht wurden, von diesem Prinzip vollständig abzukommen und ein anderes an seine Stelle zu setzen,<sup>2)</sup> ist doch bis nun keiner so überzeugend gewesen, dass er allgemeinere Anerkennung finden konnte. Dass eine gewisse Reihe grammatischer Formen oder Ableitungen von Anfang an durch Agglutination entstanden ist, kann man wohl nicht bezweifeln, aber ebenso unzweifelhaft ist, dass es noch weit mehr Erscheinungen gibt, für die ein solcher Ursprung sowohl unbeweisbar als auch unwahrscheinlich ist, und dass die Frage bedeutend komplizierter ist, als man wohl eine Zeitlang zu glauben geneigt war.

Je mehr man die Untersuchung der Sprachen vertieft hat, desto mehr ist man sich nach und nach allgemein darüber klar geworden — was übrigens schon längst von anderen Seiten hervorgehoben wurde, in Dänemark besonders von Madvig, aber erst spät von der herrschenden Schule in Deutschland anerkannt worden ist —, dass die Sprache nicht ein selbständiger Organismus ist, der wächst, verfällt und stirbt, sondern dass sie nur in und mit den Menschen lebt, die sie sprechen, und dass die Faktoren, die ihr Leben im ganzen, ihre Bildung, ihre Überlieferung und ihre Veränderungen bedingen, zu allen Zeiten dieselben gewesen sind. Es galt nun, zuerst auf empirischem Wege in das Verständnis dieser allgemeinen Verhältnisse

<sup>1)</sup> Recht aufklärend über diesen Gegensatz sind einige polemische Schriften vom Jahre 1885, einerseits CURTIUS, Zur Kritik der neuesten Sprachforschung, anderseits BRUGMANN, Zum heutigen Stand der Sprachwissenschaft, und DELBRÜCK, Die neueste Sprachforschung. Vgl. ferner des zuletzt Genannten „Einleitung in das Sprachstudium“, 1880, dritte Auflage 1893 [fünfte Auflage 1908].

<sup>2)</sup> Ich begnüge mich damit, hierüber z. B. auf Delbrück, Einleitung<sup>3</sup>, S. 73 ff. zu verweisen [fünfte Auflage S. 126 ff.].

einzudringen und dann durch Zusammenarbeiten der sprachlichen Empirie und der Psychologie auch zu erklären zu suchen nicht nur, was in den Sprachen vorgeht, sondern auch, warum dies vorgeht. Während sich das Interesse früher hauptsächlich nur auf die ältesten überlieferten Sprachstufen konzentrierte, gerade weil sie die ältesten sind, gelangte man nun mit diesem Ziele vor Augen dahin, dass man die Aufmerksamkeit ebenso sehr auf die jüngeren Sprachen und Dialekte richtete, in denen sich die ganze Entwicklung mit weit grösserer Schärfe verfolgen lässt. Als eine Arbeit, die eine gute Darstellung der neueren Auffassung von diesen Verhältnissen, sowohl von der sprachlich-empirischen als auch von der psychologischen Seite betrachtet, gibt, erwähne ich H. PAUL, Prinzipien der Sprachgeschichte (Halle 1880, neue Auflagen 1886, 1898 [und 1909]). Im Zusammenhang hiermit ist auch das grosse Werk über die Sprache von philosophischer Seite zu erwähnen: W. WUNDT, Völkerpsychologie, eine Untersuchung der Entwicklungsgesetze in Sprache, Mythos und Sitte, I. Die Sprache (zwei Teile, Leipzig 1900 [zwei spätere Auflagen]) und die [dadurch veranlasste Schrift von B. DELBRÜCK, Grundfragen der Sprachforschung mit Rücksicht auf Wundts Sprachpsychologie erörtert (Strassburg 1901).

Gegenüber dem weitgehenden Operieren der älteren Schule mit den Begriffen Wurzel und Stamm ist ein wichtiger Umstand hervorzuheben, der ganz einfach und einleuchtend scheinen sollte, aber dennoch brauchte es lange Zeit, bis man sich über ihn klar wurde. Es ist der Umstand, dass jede Sprachüberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht von den ältesten Zeiten bis zum heutigen Tag nur durch wirkliche fertige Wörter vor sich geht — oder streng genommen nur durch ganze Sätze, sei es, dass diese aus einem oder aus mehreren Wörtern bestehen. Ich habe früher erwähnt, dass Schleicher z. B. in einer lateinischen Perfektform wie *scripsi* eine Verbindung der Wurzel oder des Präsensstammes *scrib* + einer angetzten alten Perfektform *\*ēsi* von der Wurzel „*as*“, *es* ‘sein’ sah. Ebenso erklären sowohl Bopp als Schleicher lateinische Futurformen wie *amābo*, *monēbo* und Imperfeka wie *amābam*, *monēbam* dadurch, dass an den Präsensstamm *amā-*, *monē-* ein *\*fuo* bzw. *\*fuam* angefügt ist, eine alte Präsens- bzw. Vergangenheitsform der in *fui* vorliegenden Wurzel *fu*



(sanskrit *bhū*). Auf diese Erklärungen selbst werden wir so-  
gleich zurückkommen; aber in der vorliegenden Form können  
wir ihre Richtigkeit nicht mehr anerkennen. Man kann die  
Möglichkeit oder die Wahrscheinlichkeit zugeben, dass die  
Wörter der Sprache, jedenfalls bis zu einem gewissen Grade,  
auf einer primitiven Stufe „Wurzeln“ gewesen seien, d. h. Laut-  
verbindungen von verhältnismässig einfachem Bau und ohne  
Unterscheidung in der äusseren Form nach Wortklassen oder  
grammatischer Funktion — auf einer Stufe, die man jedoch  
niemals wiederherstellen können, denn die aus den Wörtern  
abstrahierten Wurzeln aus einer oder zum Teil aus zwei Silben  
können nie etwas anderes als wissenschaftliche Präparate sein  
— und wir müssen auch die Wahrscheinlichkeit, ja die Not-  
wendigkeit der Annahme zugeben, dass in unserem Sprachstamm  
die „Stämme“ (wie *agro-*, der Stamm z. B. in gr. *ἀγρός*, lat. *ager*)  
einmal in grösserer Ausdehnung als wirkliche Wörter gedient  
haben als dies auf den historischen Stufen der Fall ist, wo die  
Stämme bis auf gewisse Ausnahmen (wie gr. *πολύ*, lat. *pater*,  
imper. *age* u. ä.) erst durch Anfügung der einen oder anderen  
Flexionsendung zu Wörtern werden. Die Wissenschaft kann  
dieser Begriffe „Wurzel“ und „Stamm“ nicht entraten; aber  
daran muss man wohl festhalten, dass schon auf den ältesten  
Stufen, auf die man durch Vergleichung der erhaltenen Sprachen  
zurückschliessen kann, die Flexion vollkommen entwickelt  
und dass man damals schon längst über solche Stufen hinaus-  
gekommen war, in denen sich die Sprache in Wurzeln und  
Stämmen bewegt haben mag. Von einem Römer wurde der  
Lautkomplex *scrib* selbstverständlich als Träger der Bedeutung  
‘schreiben’ gefühlt, aber er hatte nicht mehr eine solche Selbst-  
ständigkeit, dass er als Basis für eine Bildung von der Art  
dienen konnte, wie sie Schleicher in dem oben erwähnten Bei-  
spiel vorausgesetzt hat.

Wenn wir auf den Sprachstufen, wo wir die Entwicklung  
historisch verfolgen können, Neubildungen in Flexion oder  
Ableitung finden, die auf die in den angeführten Beispielen  
angenommene Art entstanden sind, zeigt es sich auch immer,  
dass wir nicht eine Verschmelzung mit einer Wurzel oder einem  
Stamm, sondern mit einem von vornherein fertigen Worte vor  
uns haben; so z. B. in der bestimmten Form der Substantiva

in den nordischen Sprachen: *manden*, *huset*, in denen wir keineswegs einen an einen Substantivstamm gefügten Pronominalstamm, sondern ein flektiertes Pronomen vor uns haben, das unter besonderen Verhältnissen mit einem fertigen und flektierten Substantiv unter einem Wortton und als ein Gesamtwort verschmolzen ist (altisl. *maðr-inn*, Gen. *manns-ins* usw.); ebenso steht es mit der nordischen Passiv-reflexiv-Form auf *-s*, *kaldes*, *kaldtes*, altisl. *kalla-sk*, *kallaði-sk*, eine Verschmelzung des Pronomens *sik* mit der flektierten Verbalform. So verhält es sich auch mit der Futurbildung in allen westlichen romanischen Sprachen wie frz. *chanterai*, Kondit. *chanterais* aus lat. *cantare habeo*, *habebam*, wo also das flektierte Hilfsverb mit der fertigen, vollen Infinitivform verschmolzen ist,<sup>1)</sup> oder mit der Adverbialendung frz. *-ment*, ital., span. *-mente*, wie *vivement*, *vivamente*, ursprünglich zwei Wörter *viva mente* 'mit lebendem Sinn'. Aber Zusammenziehungen dieser Art sind nicht auf die neueren Sprachen beschränkt, sondern wenn in den alten Sprachen unzweifelhafte Beispiele hierfür vorkommen — eine Erklärungsweise, mit deren Anwendung man heute übrigens weit vorsichtiger ist als in früherer Zeit —, so müssen sie unbedingt auf dieselbe Art betrachtet werden, selbst wenn man da nicht immer den genauen Nachweis ihrer Entstehung so bestimmt erbringen kann. Während somit immer noch angenommen werden darf, dass die oben erwähnte, schon von Bopp und Schleicher aufgestellte Erklärung von lat. *-bo* im Fut., *-bam* im Imperf. aus *\*fuo*, *\*fuam* richtig sei, können wir nicht mehr daran festhalten, dass es der Präsensstamm sei, an den diese Zusätze gefügt wurden; es muss vielmehr unbedingt eine bestimmte flektierte Form desselben sein, möglicherweise eine alte Infinitivbildung (auf *ē*?, vgl. *scribēbam* mit langem *ē*).<sup>2)</sup>

Ein Hauptfaktor bei allen Neubildungen und überhaupt im ganzen Leben der Sprachen ist das, was man Analogie

<sup>1)</sup> Über die Entwicklung dieser Umschreibung, die von *cantandum mihi est* ausgeht, woraus *cantandum habeo* (*habeo* = *mihi est*) und endlich *cantare habeo* wird, und die man in der Bedeutung „ich habe zu —“ schon im ersten Jahrhundert n. Chr. antrifft, siehe THIELMANN in Wölfflins Archiv für lateinische Lexikographie II, S. 64 ff., 157 ff.

<sup>2)</sup> Vgl. Brugmann, Grundriss II, S. 1266 f., § 899 [zweite Auflage: II, 3, S. 506, § 421].

nennt, die unbewusste Anknüpfung an andere fertige Wörter oder Formen, die dem Sprechenden vorschweben. Welch ungeheuer grosse Rolle dieser Faktor unter vielen verschiedenen Formen spielt und zu allen Zeiten gespielt hat, darüber ist man sich erst in neuerer Zeit vollständig klar geworden,<sup>1)</sup> wenn man auch bei den älteren Sprachforschern wie Bopp und Schleicher hin und wieder dasselbe Prinzip („falsche Analogie“) angewandt findet, doch nur ausnahmsweise und hauptsächlich mit Rücksicht auf jüngere Sprachstufen. Die starke Heranziehung des Analogieprinzips ist einer der Umstände, die die „junggrammatische“ Richtung besonders charakterisieren,<sup>2)</sup> und es ist nach und nach von allen anerkannt worden, ungeachtet der Zweifel oder Meinungsverschiedenheiten, die im einzelnen oft darüber entstehen können, wo der Ausgangspunkt für die eine oder die andere Analogiebildung zu suchen sei; in dieser Hinsicht haben die Hypothesen sehr üppig gewuchert. Für das, was man unter Analogie versteht, führe ich aus der unendlichen Zahl der Beispiele nur einige wenige an.<sup>3)</sup>

Lat. *amare* ist im Altfranzösischen zu *amer* geworden, indem unbetontes *a* unverändert erhalten bleibt (vgl. *ami* < *amicum*,<sup>4)</sup> *amour* < *amōrem*, *amant* < *amantem*), dagegen ist lat. *amo* zu *aim* geworden (mit regelmässigem Abfall des *o* nach der Tonsilbe), *amas*, *amat* zu *aimes*, *aime*, indem betontes *a* vor *m* und *n* zu *ai* wird; die Analogie (der „Systemzwang“) hat von da aus nach und nach einen Ausgleich der Formen bewirkt, so

<sup>1)</sup> Der erste, der] mit grosser Klarheit und grossem Scharfsinn auf die Bedeutung der Analogie für die Veränderung der Sprachen aufmerksam gemacht hat, ist entschieden J. H. BREDSDORFF in seiner S. 62f. besprochenen Schrift, aber ohne dass jemand es beachtet hätte, und darnach wurde dasselbe von MADVIG hervorgehoben. In neuerer Zeit ist es auf deutscher Seite wohl zuerst von W. SCHERER in seinem Buch „Zur Geschichte der deutschen Sprache“ klar ausgesprochen worden.

<sup>2)</sup> Vgl. Curtius, Zur Kritik der neuesten Sprachforschung, S. 33 ff.; Brugmann, Zum heutigen Stand der Sprachwissenschaft, S. 75 ff.

<sup>3)</sup> Eine Reihe von Beispielen für Analogiebildungen findet man bei V. SÅBY, Eksempler på uorganiske lydformer i Dansk, in Blandinger udg. af Univers.-jubilæets danske Samfund I, 1881, S. 1 ff., und bei KR. NYROP, Adjektivernes kønsbøjning i de romanske sprog, 1886, Einleitung S. 28 ff.

<sup>4)</sup> Das Zeichen < wird gewöhnlich in der Bedeutung „entstanden aus“ gebraucht und > in der Bedeutung „verändert zu“. Diese Zeichen sind wohl in diesem Sinne zuerst von K. Verner angewandt worden.

dass nun *ai* in der Flexion des ganzen Verbs überall durchgeführt ist: *aimer, aimons* usw.; ferner wurde die 1. Pers. *aim* durch die neuere Form *aime* verdrängt, in Analogie mit der 2. und 3. Pers., und ebenso in allen anderen Verben derselben Flexion. Das Imperfektum dazu war im Altfranzösischen *ameie, amoie* (jetzt *aimais*); dies kann jedoch nicht dem lat. *amabam* entsprechen, das zu *ameve* oder *amoue* (*amove*) werden müsste, Formen, von denen wirklich in alten Quellen einzelne Beispiele dialektisch vorkommen; die Endung *-eie, -oie* (*-ais*) kann vielmehr nur einem lat. *-ē(b)a(m)* entsprechen, und diese Form ist also durch Analogie im Französischen von der lateinischen zweiten und dritten Konjugation auf die erste übertragen worden und hat da die regelmässigen Fortsetzungen von lat. *-ābam* verdrängt.

Die französische Infinitivform *être*, früher *estre*, geht von einer Form *essere* (= ital.) aus, die aus *esse* durch analogische Anfügung des allgemeinen Infinitivzeichens *-re* erweitert ist. Da sich dieses jedoch in seiner älteren Form *-se* (das nach einem Vokal zu *-re* geworden ist) schon in *esse* findet, haben wir so dasselbe Zeichen zweimal vor uns. In ähnlicher Weise finden wir in einer Form wie dänisch *deres* 'ihrer' eine doppelte Bezeichnung des Genetivs; die ältere Form ist nämlich *dere*, altdän. *theræ*, altisl. *þeira*, wo das Kasuszeichen *-ra* ist (vgl. lat. *-rum*); aber daran wurde noch ein *s* gefügt, das ursprünglich nur dem Gen. sing. der überwiegenden Mehrzahl der maskulinen und neutralen Substantiva angehörte, aber durch Analogie von da aus als durchgehende Bezeichnung dieses Kasus sowohl auf die Einzahl wie auf die Mehrzahl übertragen wurde.

Im Griechischen heisst z. B. 'wir sind' gewöhnlich *ἐσμεν*, eine Form, von der man früher gesagt hätte, sie sei einfach durch Anfügung der Personalendung *-μεν* an die Wurzel oder den Stamm *ἐς* gebildet worden. Diese Form stimmt jedoch nicht zu den Lautgesetzen, da eine ursprüngliche Verbindung *sm* sonst im Griechischen immer ihr *s* verloren hat unter verschiedenen weiteren Veränderungen (vgl. *ἐμί*, äolisch *ἐμμι* 'ich bin', aus ursprünglichem *\*ésmi, \*ehmi*, sanskr. *ásmi*). Ebenso wenig stimmt die genannte Form zu der, die wir in den anderen älteren Sprachen finden, wie sanskr. *smas*, lat. *sumus*, mit Ausfall des *a, e* der Wurzelsilbe. Dieser Ausfall, der unerklärlich



wäre, wenn man ihn in die Einzelsprachen verlegen wollte, beruht, wie es sich herausgestellt hat, auf einem bestimmten alten Lautgesetz, worüber wir bald etwas mehr hören werden, und steht in Verbindung mit dem Akzent; der Ausfall muss also schon in der Ursprache stattgefunden haben, wo die Form etwa *\*smés* gelautet haben muss. Griechisch *ἐσμέν* ist folglich eine Neubildung nach Analogie der 3. Pers. *ἐστί* (ursprünglich *\*ésti*) und ebenso die jonische Form *εἰμέν* nach Analogie der 1. Pers. *εἰμί*, und ähnliches gilt für verschiedene andere Formen desselben Stammes. Auf ganz entsprechende Weise kann man im Altfranzösischen neben *somes* 'wir sind', jetzt *sommes*, aus lat. *sumus*, vereinzelt ein *esmes* antreffen, eine Analogiebildung nach den mit *es-* beginnenden Formen, besonders wohl der 2. Pers. plur. *estes*; umgekehrt hat das Spanische in der 2. Pers. plur. anstatt der regelmässigen Fortsetzung von lat. *estis* die Form *sois* angenommen, die nach Analogie der 1. Pers. *somos*, 3. Pers. *son* gebildet ist.

Ich habe schon wiederholt Schleichers Erklärung lateinischer Perfektbildungen wie *scripsi* erwähnt und als unannehmbar bezeichnet. Es besteht kein Zweifel darüber, dass diese Formen, wie dies schon Bopp ausgesprochen hat, ursprüngliche *s*-Aoriste sind, griechischen Formen wie *ἔγραψα* entsprechend — ob eine Verbindung zwischen diesem Zeichen *s* und der Wurzel *es-* 'sein' besteht, das liegt ausserhalb der Grenzen unseres Wissens und ist für die Erkenntnis der historischen Entwicklung und der Bedeutung der Formen gleichgültig. Das Eigentümliche besteht jedoch darin, dass diese Bildung im Lateinischen nicht bloss in der Bedeutung mit dem ursprünglichen Perfektum, wie es in *dedi*, *legi* vorliegt, vermischt wurde, sondern durch Analogie ganz dieselbe Flexion wie dieses angenommen hat.

In keinen Teil des Sprachbaues hat man sich so sehr vertieft wie in die Lautlehre. So gewiss die von den menschlichen Sprechwerkzeugen hervorgebrachten Laute das Medium bilden, durch das die Sprache ihren Ausdruck erhält, so gewiss liegt auch der Schlüssel zum historischen Verständnis der Sprachentwicklung zu einem sehr wesentlichen, ja zum wesentlichsten Teil gerade auf der lautlichen Seite. In dieser Beziehung ist ungeheuer viel Neues herausgekommen. Das

genauere Studium der lebenden Sprachen hat gelehrt, welcher Reichtum an Lauten und welche Sicherheit in ihrer Unterscheidung in den Sprachen vorhanden ist. Daran schloss sich, hauptsächlich seit der Mitte des Jahrhunderts und namentlich etwa seit den Siebzigerjahren, ein eingehendes Studium der Natur und Bildungsweise der Laute, der ganzen Lautphysiologie oder allgemeinen Phonetik, die allmählich zu einem selbständigen Zweig der Wissenschaft wurde.<sup>1)</sup> Man ist dadurch auf eine ganz andere Art als vorher in das Verständnis von der Natur der Lautübergänge eingedrungen, hat gesehen, was eigentlich mit ihnen vorgeht oder vorgegangen ist, während man sich früher nur an die toten Buchstaben gehalten hatte.

All dies hat nun auf mannigfache Weise der neueren historischen Sprachwissenschaft seinen Stempel aufgedrückt.<sup>2)</sup> Ich werde nur ein paar Beispiele für Erscheinungen berühren, in bezug auf die sich die Auffassung in hervorragendem Masse geändert hat und die zeigen, welche Festigkeit und Gesetzmässigkeit in der lautlichen Entwicklung von der vorhistorischen Zeit an bis auf die jüngsten Sprachstufen herrscht.

Wir haben früher gesehen, dass Schleicher und seine Zeitgenossen angenommen hatten, die indoeuropäische Ursprache sei sehr arm an Lauten gewesen. Bei dem Lautreichtum, den wir sonst in den Sprachen finden, lag es nahe zu fragen, warum sich dies eigentlich so verhalten habe, und es zeigte sich bald, dass man unmöglich bei der älteren Anschauung stehen bleiben konnte und dadurch, dass man sie aufgab, zur schönsten Ordnung gelangte in mancherlei Punkten, wo man früher nur Zufall und Willkür gesehen hatte.

Bei den Konsonanten hatte Schleicher z. B. angenommen, dass man von allem Anfang an in unserem Sprachstamm nur eine einzige Reihe von Gutturalen („Hinterzungenlauten“) hatte: *k*, (*kh*), *g*, *gh*. In Fällen wie:

<sup>1)</sup> In bezug auf die Geschichte der neueren Phonetik und die phonetische Literatur kann ich mich begnügen mit dem Hinweise auf O. JESPERSEN, *Fonetik, en systematisk fremstilling af læren om sproglyd* (Kjøbenhavn 1897—99), kap. II und JOH. STORM, *Englische Philologie*<sup>2</sup> I, 1, Leipzig 1892. [Bezüglich der phonet. Lit. vgl. auch O. JESPERSEN, *Lehrb. der. Phonetik u. von dems. Phonetische Grundfragen*, beides Leipzig u. Berlin 1904].

<sup>2)</sup> Vgl. HOLGER PEDERSEN, *Hang. Werk*, S. 64 ff.].

gr. ἑκατόν, lat. *centum* ( $c = k$ ), d. *hundert* — sanskr. *śatám*, lit. *szimtas*, altslav. *sŭto* (in den neueren slavischen Sprachen *sto*) und

gr. πότερος 'welcher von beiden', τίς 'wer', lat. *quo-d, qui-s*, altisl. *hva-t* — sanskr. *ka-s* 'wer', *ka-ta-ras* 'welcher von beiden', lit. *ka-s* 'wer', altslav. *kŭ-to* 'wer' usw.

musste er denn annehmen, dass die verschiedene Entwicklung nur auf einer zufälligen Differenzierung desselben ursprünglichen Lautes *k* (\**kantam*, \**ka-*) beruhe. Dass hier indessen ein uralter, tiefer und kennzeichnender Unterschied vorliege, ist erst nach und nach klar geworden durch eine Reihe von Untersuchungen, zuerst von ASCOLI,<sup>1)</sup> dann von A. FICK<sup>2)</sup> und nach ihnen von verschiedenen anderen.<sup>3)</sup> In dem ersten der oben angeführten Wörter haben wir ein Beispiel für einen Laut, den wir in seiner ursprünglichen Gestalt hier als *c* bezeichnen können (mit der entsprechenden Aspirata *ch* sowie einem entsprechenden unaspirierten und aspirierten *g*-Laut) und dessen ursprünglicher Lautwert hier nicht untersucht werden kann (*k<sup>i</sup>*, *g<sup>i</sup>* usw.?), der aber im Griechischen, Lateinischen und Keltischen als *k* (*g* usw.) auftritt und im Germanischen auf Grund der Lautverschiebung als *h* (*k* usw.), in allen übrigen (östlicheren) Sprachen dagegen in Form verschiedener Zischlaute. In Gegensatz hierzu steht der Laut, der in dem zweiten Beispiel vorliegt und den wir hier als *q* (*k<sup>u</sup>*, *g<sup>u</sup>* usw.) bezeichnen können. Dieser Laut tritt in den erstgenannten vier Sprachgruppen als *kv* (*gv* usw.) oder als ein daraus entstandener Laut auf (lat. *qu*, gr. *π* oder in bestimmten Fällen *τ*, germ. *hv* usw.), in den übrigen dagegen als reines *k* (*g* usw.) mit entsprechenden Nebenformen (so im Sanskrit in gewissen Fällen *c* [*tj*] neben *k*; *j* [*dj*] neben *g*; *h* neben *gh*). Wahrscheinlich hat man ausser diesen zwei Reihen noch eine dritte, die reine *k*-Reihe, gehabt, für die in allen Sprachen *k* (*g* usw.) auftritt. Dieser ganze Sachverhalt ist in verschiedener Hinsicht

<sup>1)</sup> Corsi di glottologia I, 1, 1870 (in deutscher Übersetzung: Vorlesungen über die vergleichende Lautlehre, 1872).

<sup>2)</sup> Die ehemalige Spracheinheit der Indogermanen Europas, 1873.

<sup>3)</sup> Vgl. Bechtel, Die Hauptprobleme der indogermanischen Lautlehre seit Schleicher, 1892, S. 329 ff.

sehr bedeutungsvoll geworden; u. a. zeigt er sogleich die Unhaltbarkeit des von Schleicher aufgestellten Stammbaumes (oben S. 76), indem er die obengenannten vier Sprachgruppen, Griechisch, Italisch, Keltisch und Germanisch im Gegensatz zu allen übrigen in ein näheres Verhältniss zueinander bringt. Man pflegt jetzt der Kürze halber, nach den Benennungen für 'hundert' die zuerst genannten als *centum*-Sprachen, die zuletzt genannten als *satem*-Sprachen zu bezeichnen.

Die frühere Auffassung der Vokalverhältnisse in unserem Sprachstamm, wie sie besonders bei Schleicher zutage tritt, habe ich oben auf S. 80 berührt und auch dort wurde schon erwähnt, dass einem *a* des Sanskrits bald ein *a*, bald ein *e(i)* oder *o(u)* anderer Sprachen entsprechen kann, z. B. sanskr. *bharāmi* 'ich trage', 3. Pers. *bharati*, 3. Pers. pl. *bharanti* = gr. *φέρω*, (*φέρει*,) *φέρουσι*, ursprünglich und dorisch *φέροντι*, lat. *ferō*, (*fert*,) *ferunt*, got. *baira* (*ai* = kurzes *e*), *bairiþ*, *bairand*, altkirchenslav. *bera* ('ich nehme'), *bereti*, *berati*, oder sanskr. *ajra-s* 'Acker', siehe oben S. 78. Nachdem einmal festgelegt war, dass das Sanskrit die vermeintlich älteste und ursprünglichste Sprache unseres Sprachstammes sei, gab es niemand, der die geringsten Zweifel darüber äusserte, dass *a* in den Fällen, für die ich hier Beispiele angeführt habe, überall das Ursprüngliche sei. Warum und unter welchen Umständen es sich auf so verschiedene Art entwickelt habe, diese Frage konnte niemand beantworten, ja es machte niemand auch nur den Versuch dazu.

Den ersten kleinen Fortschritt in der Auffassung dieses Sachverhalts verdanken wir G. CURTIUS,<sup>1)</sup> der nachwies, dass bezüglich des *e* strenge Übereinstimmung zwischen allen europäischen Sprachen unseres Stammes herrscht, wogegen der Unterschied hinsichtlich der anderen Laute etwas grösser ist. Er schloss daraus, dass in den europäischen Sprachen verschiedene Spaltungen des ursprünglich einheitlichen *a*-Lautes vor sich gegangen sein mussten. Zuerst müsse sich auf gemeineuropäischer Stufe (das heisst auf der angenommenen Stufe, auf welcher alle europäischen Sprachen unseres Sprachstammes nach ihrer Trennung von den asiatischen [indisch-iranischen]

<sup>1)</sup> Über die Spaltung des *a*-Lautes im Griechischen und Lateinischen, in: Berichte der Kgl. Sächs. Ges. d. Wiss., philol.-hist. Kl. 1864.



Sprachen noch eine Einheit ausgemacht haben sollen) das *a* in *a* und *e* gespalten haben, später hätten sich dann in den Einzelsprachen die übriggebliebenen *a* weiter gespalten, theils in *a*, theils in *o*. Durch diesen Nachweis, dass der *e*-Laut allen europäischen Sprachen gemeinsam ist, erhielt die bisher in Deutschland allgemein geltende Grimmsche Anschauung, nach der *a*, *i*, *u* die ursprünglichen Vokale der germanischen Sprachen seien, den Todesstoss. Während man also bisher z. B. das *i* in got. *itan* 'essen' für ursprünglicher gehalten hatte als das *e* in nordisch *eta*, war es jetzt vollkommen klar, dass das Verhältnis das umgekehrte gewesen ist — eine Tatsache, die übrigens in Dänemark früher ausgesprochen und anerkannt worden war, zuerst von E. JESSEN<sup>1)</sup> — und dass das *e* das selbe ist, das wir in griechisch und lateinisch *edo* haben, wogegen das gotische *i* eine besondere Veränderung des *e* darstellt.

Bei dieser von Curtius stammenden Ansicht von der Spaltung des ursprünglichen *a* blieb man nun einige Jahre stehen; aber befriedigen konnte sie doch auf die Dauer nicht. Es blieb auch jetzt noch unverständlich, weshalb das ursprüngliche *a* in einigen Fällen zu *e*, in anderen zu *o* geworden war oder sich als *a* erhalten hatte; eine Regel oder ein Gesetz war da unmöglich zu entdecken. So musste man nach und nach zu der Frage kommen: Ja aber, verhält es sich denn nicht gerade umgekehrt? Sind es wirklich die europäischen Sprachen, die ein ursprüngliches, nur in den indo-iranischen Sprachen bewahrtes *a* in mehrere Laute gespalten haben, oder sind es nicht eher diese zuletzt genannten Sprachen, die verschiedene, ursprünglich getrennte Laute vermischt und den einheitlichen Laut *a* daraus gemacht haben?

Dafür, dass sich dies wirklich so verhält, einen ganz entscheidenden Beweis zu führen, ist auch tatsächlich gelungen; ich will kurz erwähnen, worin dieser besteht. Wie oben (S. 90) erwähnt, haben wir im Sanskrit und ebenso teilweise in den iranischen Sprachen neben den Lauten *k*, *kh*, *g*, *gh* eine zweite Reihe von Lauten, die Palatale *c*, *ch*, *j* und *h*, und diese beiden Reihen stehen in naher Beziehung zueinander und wechseln oft miteinander ab. Die zuletzt angeführte Reihe ist etwa dieselbe

<sup>1)</sup> Tidskrift for Philologi og Pædagogik I, 1860, S. 218.

wie die, die wir z. B. im schwedischen *kär* neben *karl*, im italienischen *cielo* neben *caro* u. ä. finden. Hier sind diese Laute offenkundig jüngeren Ursprungs, indem sie vor „Vorderzungen“-Vokalen (*i*, *e* u. ä.) oder *j* an die Stelle älterer *k*, *g* getreten sind. Für das Sanskrit scheint die Annahme eines solchen Ursprungs nicht zu passen. Aber sieht man näher zu, so zeigt es sich doch, dass man — bis auf einzelne Ausnahmen, die offenbar auf leicht erklärlichen Analogieeinflüssen beruhen — vor einem ursprünglichen *i* stets die Palatale *c*, *j* usw. und nicht *k*, *g* usw. findet und das Umgekehrte vor *u*. Es scheint also doch auch hier eine gewisse Beziehung zwischen diesen Konsonanten und dem folgenden Vokal zu bestehen. Aber die grösste Schwierigkeit liegt darin, dass wir vor *a* bald die eine, bald die andere Konsonantenreihe finden, ohne dass es möglich wäre, aus dem Sanskrit selbst irgendeinen, wie immer gearteten Grund für einen solchen Wechsel zu entnehmen. Durch eingehende Untersuchungen dieses Sachverhalts gelang es jedoch, auf überzeugende Art zu beweisen — eine Entdeckung, die in den Jahren 1875—76 etwa gleichzeitig von mehreren Seiten gemacht wurde —, dass vor *a* regelmässig *c*, *j* usw. erscheint, wenn diesem *a* ein *e* der europäischen Sprachen entspricht, dagegen *k*, *g* usw., wenn dem *a* ein europäisches *a* oder *o* entspricht. Einige Beispiele seien hier angeführt: *ca* ‘und’ = lat. *que*, gr. *τε*; *catvāras* ‘vier’ = gr. *τέσσαρες*, got. *fidvōr*; immer in der Reduplikationssilbe z. B. *cakāra*, Perfektum der Wurzel *kar* ‘machen’, vgl. gr. *λέλοιπα*, lat. *pepuli*; *pacati* ‘er kocht’, aber *pāka-s* ‘Kochen’, zwei Wörter, die sich ebenso zueinander verhalten wie z. B. gr. *λέγει* zu *λόγος*; *katara-s* ‘welcher von beiden’ = gr. *πότερος*, got. *hvaþar* usw. Ausnahmen lassen sich in der Regel leicht erklären. Wenn wir z. B. in der 3. Pers. plur. *pacanti* mit *c* haben, obgleich die Endung hier ursprünglich *-onti* gewesen ist, beruht dies einfach auf einem analogischen Ausgleich ähnlicher Art, wie er z. B. in frz. *aimer* (S. 87f.) vorliegt. Nachdem es auf anderem Wege gelungen ist, auch das ursprüngliche Vorhandensein eines vom *a*-Laute verschiedenen *o* zu beweisen, ist es nun vollständig klar, dass das einheitliche *a* des Sanskrit weit davon entfernt ist, das Ursprüngliche darzustellen, sondern dass es vielmehr durch sekundäre Vermischung von *e*, das den Haupt-

vokal bildet, *o*, das grösstenteils im Ablautverhältnis zu *e* steht, und einem davon verschiedenen *a* entstanden ist. Durch all dies hat die Theorie von der durchgehend grösseren Ursprünglichkeit der Sanskritsprache einen starken Stoss erhalten, und es zeigt sich, dass besonders das Griechische in wesentlichen Punkten, namentlich in den Vokalverhältnissen auf einer älteren Stufe steht als das Sanskrit.

Daran schliesst sich nun eine Reihe anderer neuer Entdeckungen über das Lautsystem und die Beziehungen zwischen den verschiedenen Lauten, so z. B. die verschiedenen Ablautsreihen der Vokale.<sup>1)</sup> Es zeigt sich nun, dass dieses Verhältnis weit komplizierter ist, als man nach der schematischen Aufstellung bei Schleicher glauben sollte (oben S. 80), und dass es wenigstens zum Teil vom Akzent abhängig ist, wenn auch die Analogie und andere, teils noch ungeklärte Prozesse mit hineinspielen. Wenn es z. B. im Sanskrit heisst *émi* 'ich gehe' (mit *ē* aus älterem *ai*), 1. Pers. pl. *imás*, im Griechischen *εἶμι*, *ἔμην*, so muss es ursprünglich etwa *\*éimi*, pl. *\*imés* gelautet haben. Während man früher das *i* als Grundlaut und das *ei* als eine ihrer Ursache nach dunkle „Steigerung“ davon aufgefasst hat, sehen wir jetzt das *ei* als Grundstufe an, die sich in akzentuierter Silbe unverändert erhält, das *i* dagegen als eine zufolge der Akzentlosigkeit geschwächte Form davon mit abgeworfenem *e* (vgl. die auf S. 88 f. besprochenen Formen der Wurzel *es*).

Noch ein Umstand, der in höchst bemerkenswerter Weise davon zeugt, mit welcher Zähigkeit die verschiedenen Lauterscheinungen und Lautnuancen durch die wechselnden Sprachstufen bewahrt werden und sich fortsetzen können, ist hier zu erwähnen, ein Umstand, der von dem Dänen KARL VERNER in einer Abhandlung nachgewiesen wurde, die zu den aller-

---

<sup>1)</sup> Von epochemachenden Arbeiten über diese Verhältnisse hebe ich BRUGMANN, *Nasalis sonans in der indogermanischen Grundsprache und Zur Geschichte der stammabstufenden Declinationen* hervor, beide in den von Curtius, von diesem Band an zusammen mit Brugmann, herausgegebenen Studien zur griechischen und lateinischen Grammatik, IX, 1876 und F. DE SAUSSURE, *Mémoire sur le système primitif des voyelles dans les langues indo-européennes*, Leipzig 1879. Betreffs weiterer Arbeiten muss ich mich mit dem Hinweis auf BECHTEL, *Hauptprobleme*, und BRUGMANN, *Grundriss* (unter den verschiedenen Erscheinungen), begnügen.

berühmtesten in der neueren Entwicklung unserer Wissenschaft gehört.<sup>1)</sup> Es handelt sich um die Erklärung gewisser Eigentümlichkeiten bei der Lautverschiebung der germanischen Sprachen (oben S. 58 f.). Da steht es nämlich so, dass die normalen Übergänge von ursprünglichem *p*, *t*, *k* zu *f*, *þ*, *h* durchgehend nur im Anlaut (dem Anfang der Wörter) auftreten, während wir — was schon von Rask bemerkt wurde — im Inlaut und Auslaut bald dieselben Laute *f*, *þ*, *h*, bald *b*, *d*, *g* antreffen. Entsprechend z. B. lat. *pater*, *māter*, *frāter* haben wir im Gotischen *fadar*, *mōdar*, aber *brōþar* und im Hochdeutschen, zufolge der „zweiten Lautverschiebung“ von gemein-germanisch *d* zu *t* und *þ* zu *d*, *Vater*, *Mutter*, aber *Bruder* (im Altsländischen sind *þ* und *d* in *ð* zusammengefallen: *faðir*, *móðir*, *bróðir*). Dieser Sachverhalt hatte bis zu jener Zeit als ein Rätsel gegolten, als eine vollständige Regellosigkeit; aber Verner hat die Erklärung gegeben und dies auf einem äusserst merkwürdigen und interessanten Weg. Verner zeigt nämlich auf ebenso geniale wie vollkommen überzeugende Weise und durch eine grosse Anzahl von Beispielen, dass die besprochene Verschiedenheit der Lautentwicklung auf einer ursprünglichen Akzentverschiedenheit beruht, welche mit der Akzentuationsart übereinstimmt, die wir namentlich in den ältesten indischen Literaturdenkmälern, den Veden, und mit einiger Veränderung im Griechischen finden und die auch aus anderen Gründen als die ursprüngliche unseres Sprachstammes angesehen werden muss. Auf Sanskrit heisst es z. B. *pitár-*, *mātár-*, aber *bhrātár-*, gr. πατήρ (*μήτηρ* mit verändertem Akzent im Nominativ, während der ursprüngliche z. B. im Akk. \**μήτέρα* bewahrt ist), aber *φράτωρ*, und in diesem Akzentunterschied liegt nach dem „Vernerschen Gesetz“ die Erklärung für die ungleiche Behandlung des ursprünglichen *t* in den germanischen Sprachen: *t* muss zunächst überall zu *þ* geworden sein, aber dieses *þ* hat sich im Inlaut nur unmittelbar nach der akzentuierten Silbe gehalten, während es sonst zum stimmhaften Laut *d* (d. h. *ð*) geworden ist. Genau so verhält es sich mit den

---

<sup>1)</sup> Eine Ausnahme der ersten Lautverschiebung, datiert Juli 1875, abgedruckt in Kuhns Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung XXIII, 1876, S. 97 ff.



dem *t* entsprechenden Lauten:  $k > h$  (S. 59, Fussnote 2) oder  $g, p > f$  oder  $b$  ( $g$  Reibelaut wie in dänisch *bage*,  $b$  ein entsprechender „offener“ Laut) und ferner mit  $s > z$  oder  $z$  (d. h. stimmhaftem, „weichem“  $s$ ), welch letzterer Laut sich im Nordischen und Deutschen weiter in  $r$  verändert hat. Wenn wir also z. B. in der Verbalflexion Formen haben wie altenglisch *sleán* (ursprünglich *slahan*) ‘schlagen’, Präteritum *slóh*, 1. Pers. pl. *slógon*, altisl. (diese Sprache hat  $h$  im Auslaut abgeworfen) *slá*, *sló*, *slógun*, dänisch *slå*, *slog* (mit einem aus den Pluralformen übertragenen  $g$ ) oder althochdeutsch *zichan*, *zôh*, *zugum*, jetzt *ziehen*, *zog*, *zogen* (mit analogischem Ausgleich zwischen Singular und Plural) oder altisländisch *kjósa* ‘wählen, küren’, *kaus*, *kurum*, so beruht der hier auftretende Konsonantenwechsel auf ganz denselben uralten Akzentverhältnissen, wie wir sie in Sanskritformen wie *bódhati* (mit  $\bar{o}$  aus ursprünglichem *eu*) ‘er erwacht’, perf. *bubódha* (mit  $\bar{o}$  aus ursprünglichem *ou*), plur. *bubudhimá* finden. Dieses ganze Akzentuationssystem muss in den germanischen Sprachen seit vielleicht mehr als andert-halb tausend Jahren aufgegeben worden sein, und doch sehen wir, dass seine Nachwirkungen noch heute fortbestehen.

All dies, was ich hier nur durch wenige Beispiele in aller Kürze andeuten konnte, hat, wie schon wiederholt im Vorhergehenden gesagt wurde, ein ganz neues Licht auf die lautliche Seite der Sprachentwicklung und auf die Gesetzmässigkeit geworfen, die in den einzelnen Fällen sowohl im Geltungsgebiet der Lautübergänge als auch in ihren Ursachen herrscht. Man hat gesehen, dass man es wirklich mit dem, was man Lautgesetze genannt, zu tun hat oder zu tun haben kann, und dass dieser Begriff mit ganz anderer Schärfe zu fassen ist, als man dies vorher getan hatte.

Hier stehen wir bei einem Punkte, der eine Zeitlang in ganz besonderem Masse zum Schlagwort für die sogenannte „junggrammatische“ Richtung wurde, nämlich dem Satz<sup>1)</sup>: „Die Lautgesetze wirken ausnahmslos“ oder „mit blinder Notwendigkeit“ oder, wie es auch ausgedrückt wurde: „Der gleiche Laut wird in gleicher Stellung zu gleicher Zeit und am gleichen

<sup>1)</sup> Vgl. darüber NYROP, Adjekt. könsbøjn., S. 3 ff. [HOLGER PEDERSEN, ang. Werk, S. 69 ff.]

Ort immer dasselbe Resultat ergeben“. Die Ausnahmen, die tatsächlich fast immer vorkommen, beruhen auf dem Eingreifen anderer Faktoren, so namentlich in hohem Masse auf Analogie, aber auch auf der Kreuzung verschiedener Lautgesetze, dem Einfluss anderer Dialekte oder der Kultur- oder der Schriftsprache u. ä. Über den erwähnten Satz fand durch ein Jahrzehnt eine eifrige Auseinandersetzung statt; selbst von verschiedenen Männern, die sich sonst dem Geiste und der Methode der neuen Richtung anschlossen, wurde die Formulierung angefochten.<sup>1)</sup> Aber nach und nach erstarb der Streit und eine Reihe von Jahren hindurch hat sodann in dieser Sache Ruhe geherrscht. Viel Arbeit und viel Scharfsinn, aber auch viele haltlose Hypothesen hat man aufgewendet, um Lautgesetze in den verschiedenen Sprachen oder Sprachperioden von den jüngsten bis zu den ganz vorhistorischen nachzuweisen oder um Ausnahmen von solchen Lautgesetzen zu erklären, und praktisch hat man sich auf allen Seiten in seinen Untersuchungen getreulich an die anerkannten Lautgesetze gehalten, aber theoretisch jede Formulierung eines allgemeinen Prinzips umgangen. Die Frage wird jedoch wieder aufkommen, wie die wachsende Empirie mehr Mittel zu ihrer Beantwortung an die Hand gibt, und es wird dann gelten, sich darüber klar zu werden, welche Ursachen im einzelnen Falle einer Lautbewegung zugrunde liegen, auf welchen Wegen sich diese über alle Individuen einer Sprachgemeinschaft ausbreitet und unter welchen Bedingungen sie nicht nur als „Tendenz“ auftritt, sondern wirklich zu einem Lautgesetz wird, das sich mit zwingender Notwendigkeit überall dort geltend macht, wo die lautlichen Voraussetzungen dieselben sind. Einen wichtigen Beitrag zur Lösung dieser Fragen hat E. WECHSSLER in einer interessanten und klar geschriebenen Abhandlung „Giebt es Lautgesetze?“<sup>2)</sup> geliefert, einer Arbeit, die, wie man vermuten kann, den Anlass zu einer neuerlichen Untersuchung des Problems bieten wird.

---

<sup>1)</sup> So in Dänemark von O. JESPERSEN, Til spørgsmålet om lydlove, in Nord. tidskrift for. filol. VII, S. 207 ff. (deutsch in Techmers Internat. Zeitschrift III).

<sup>2)</sup> Halle 1900; Sonderabdruck der Forschungen zur romanischen Philologie, Festgabe für H. Suchier.

Wie man schon seit Tausenden Jahren zu fragen begann, so fragen wir noch in der unendlichen Welt der Sprachen und werden wir da stets weiter fragen: Warum ist dies so? Wie ist dies so geworden? Auf eine Menge von Fragen, die man schon in ferner Vorzeit erhoben hat, und auf unzählige andere, von denen man sich damals noch nichts träumen liess, meinen wir nun, Antwort geben zu können. Aber je mehr sich der Ausblick über die Mannigfaltigkeit der Sprachen erweitert und je tiefer wir in ihr Inneres eindringen, desto mehr Fragen, allgemeine und besondere, erheben sich und heischen Antwort. Da gibt es Aufgaben genug, und ein grosser Teil von ihnen wird sicher mit grösserer oder geringerer Sicherheit oder Wahrscheinlichkeit nach und nach seine Lösung finden; aber anderseits dürfte es auch am Platze sein, gewissen Richtungen oder Bestrebungen unserer Zeit gegenüber daran zu erinnern, dass es Grenzen für das gibt, was man wissen kann, was mehr ist als haltlose Hypothese und die Wissenschaft wirklich weiterbringt, und Punkte, wo es gilt, zu resignieren, oder wie Quintilian sagt (I, 8, 21): *Inter virtutes grammatici habebitur aliqua nescire.*

---

## Register.

Die Zahlen bezeichnen die Seiten, die tiefgestellten Ziffern und Buchstaben die Fussnoten.

- 
- |   |  |
|---|--|
| <p>Adelung, J. Chr. 40—43.<br/> Aelius Stilo 21. 27.<br/> Ahlqvist, A. 73<sub>2</sub>.<br/> Analogie 17—19. 21. 23. 77. 86—89.<br/>     94.<br/> Anomalie 17—19. 21.<br/> Apollonios Dyskolos 19f.<br/> Araber, Sprachwissenschaft der 32.<br/> Aristarch 18.<br/> Aristoteles 12f.<br/> Ascoli, G. I. 71. 82. 91.<br/> Aufrecht, A. 66. 70<sub>1</sub>.<br/> Augustinus 25f.<br/> Benfey, Th. 67. 81.<br/> Beugung s. Flexion.<br/> Bezenberger, A. 81.<br/> Bibel 1f. 31. 35f. 39.<br/> Böhtlingk, O. 67.<br/> Bopp, Fr. 53—57. 62. 65. 76f. 83.<br/>     86. 89.<br/> Bréal, M. 55. 82.<br/> Bredsdorff, J. H. 59<sub>2</sub>. 62f. 87<sub>1</sub>.<br/> Brugmann, K. 70. 82. 83<sub>1</sub>. 95<sub>1</sub>.<br/> Buchstaben 10f. 16. 19f. 26. 28. 46.<br/>     50. Siehe auch Laute.<br/> Budenz, J. 73<sub>2</sub>.<br/> Bugge, S. 70<sub>1</sub>. 82.<br/> Caesar 21.<br/> Castrén, M. A. 73<sub>2</sub>.<br/> Chrisippos 14.<br/> Christentum 30f. 38f.<br/> Colebrooke, H. Th. 52.<br/> Corssen, W. 69.<br/> Curtius, G. 68f. 81. 83<sub>1</sub>. 92f.<br/> Delbrück, B. 81f. 83<sub>1</sub>. 84.<br/> Demokrit 8.</p> | <p>Diez, Fr. 71.<br/> Dionysios Thrax 19.<br/> Donat 22. 31.<br/> Donner, O. 73<sub>2</sub>.<br/> Eilschov 43<sub>1</sub>.<br/> Epikuräer 13.<br/> Etymologie 10. 14f. 22—28. 35ff. 65.<br/> Ferrari 35.<br/> Fick, A. 81. 91.<br/> finnisch-ugrische Sprachen 51. 73<sub>2</sub>.<br/> Flexion (Beugung, Deklination, Konjugation) 6. 15ff. 45. 50. 53. 60f.<br/>     77. 85. 88.<br/> Genetz, A. 73<sub>2</sub>.<br/> Genus (gramm. Geschlecht) 13. 50.<br/> germanische Sprachen 50. 52. 72.<br/> Gerner, H. 35<sub>1</sub>.<br/> Grammatik 4—7. 16—22. 31f. 43ff.<br/>     49f. 54.<br/> Griechen, Sprachwissenschaft der<br/>     5—21. 23—25.<br/> Griechisch 23. 29. 32. 35. 48. 68ff. 95.<br/> Grimm, J. 51. 51<sub>1</sub>. 57—62. 72.<br/> Guichard, E. 36f.<br/> Gyármathi, S. 44.<br/> Hart, J. 34<sub>4</sub>.<br/> Hebräisch 2. 36—38.<br/> Heraklit 8.<br/> Herder, J. G. 43<sub>1</sub>.<br/> Herodian 19.<br/> Hervás y Panduro, L. 40.<br/> Höjsgaard 35<sub>1</sub>.<br/> Humboldt, W. v. 41. 56. 63f. 76<sub>1</sub>.<br/> Ihre, J. 35.<br/> Inder, Sprachwissenschaft der 3—7.<br/>     24. 55. 67.</p> |
|---|--|



- Jespersen, O. 90<sub>1</sub>. 98<sub>1</sub>.  
 Jessen, E. 59<sub>2</sub>. 93.  
 Jones, W. 52.  
 Kasus 6f. 15f. 21. 50.  
 Katharina II. 39.  
 Keilschrift 49<sub>1</sub>. 67<sub>1</sub>.  
 keltische Sprachen 46<sub>2</sub>. 73.  
 klassische Philologie 33. 36. 68ff.  
 Krates 18. 21.  
 Kuhn, A. 66.  
 Lange, Fr. 43<sub>2</sub>.  
 Latein 21—23. 28f. 31f. 35. 69.  
 Laute 5f. 13. 19f. 34. 46. 80. 89ff.  
 Siehe auch Buchstaben.  
 Lautgesetze 56. 59. 77. 88. 97f.  
 Lautlehre 5f. 19f. 56f. 77. 89ff.  
 Lautsymbolik 10f. 24ff. 64<sub>1</sub>.  
 Lautverschiebung 58—60. 96f.  
 Madsen Aarhus, J. 34.  
 Madvig, J. N. 64f. 83. 87<sub>1</sub>.  
 Ménage, G. 35.  
 Meyer, Paul 71.  
 Miklosich, Fr. 72f.  
 Müller, Fr. 42<sub>1</sub>.  
 Müller, Max 82<sub>2</sub>.  
 νόμος 8.  
 nordische Sprachen 45f. 50. 72.  
 Osthoff, H. 82.  
 Paasonen, H. 73<sub>2</sub>.  
 Pallas, P. S. 39.  
 Pāṇini 4—7.  
 Paris, G. 71.  
 Paul, H. 84.  
 φύσει 8ff. 20.  
 Plato 8—12. 23.  
 Pontoppidan, E. 35<sub>1</sub>.  
 Pott, A. F. 65. 81.  
 Priscian 22. 31.  
 Protagoras 8. 13.  
 πτωσις 12. 15. Siehe auch Kasus.  
 Radloff, W. 74f.  
 Ramus, P. 34.  
 Rask, R. K. 36. 44—51. 53f. 57—62.  
 72.  
 Raynouard 71.  
 Redeteile 12. 16. 19.  
 romanische Sprachen 35. 71f.  
 Rümer, Sprachwissenschaft der 5. 7.  
 20ff.  
 Roth 67.  
 Sanskrit 5. 48. 52f. 55ff. 66ff. 94ff.  
 Saussure, F. de 95<sub>1</sub>.  
 Scaliger, J. C. 32.  
 Scaliger, J. J. 33.  
 Scherer, W. 81. 87<sub>1</sub>.  
 Schlegel, A. W. v. 53.  
 Schlegel, Fr. v. 53.  
 Schleicher, A. 66. 74—81. 83ff. 89ff.  
 Schmidt, J. 81.  
 semitische Sprachen 33. 73.  
 Setälä, E. N. 73<sub>2</sub>.  
 Simonyi, S. 73<sub>2</sub>.  
 Skeptiker 14.  
 slavische Sprachen 47. 72f.  
 Sophisten 8.  
 Steinthal, H. 64<sub>1</sub>.  
 Stephanus, H. 32.  
 Stephanus, R. 32.  
 Stoiker 14ff. 18. 23.  
 Storm, J. 90<sub>1</sub>.  
 Syntax 20. 82.  
 Syv, P. 35. 35<sub>1</sub>. 41.  
 Szinnye, J. 73<sub>2</sub>.  
 Tegnér, Es. 82.  
 θέσει 8ff. 20.  
 Thomsen, V. 51<sub>1</sub>. 67<sub>3</sub>. 73<sub>2</sub>. 74f.  
 Tooke, Horne 43<sub>1</sub>.  
 Torp, A. 81<sub>1</sub>.  
 türkische Sprachen 73<sub>3</sub>.  
 Varro, M. T. 18. 21. 24. 26ff.  
 Vater, J. S. 40f. 45.  
 Veden 3. 66f.  
 Verner, K. 82. 87<sub>4</sub>. 95—97.  
 Wechssler, E. 86<sub>1</sub>. 98.  
 Westergaard, N. L. 67.  
 Whitney, W. D. 64<sub>3</sub>. 82.  
 Wichmann, Y. 73<sub>2</sub>.  
 Wilkins, Ch. 52.  
 Wundt, W. 84.  
 Zeuss, J. K. 73.













C0-ABR-079